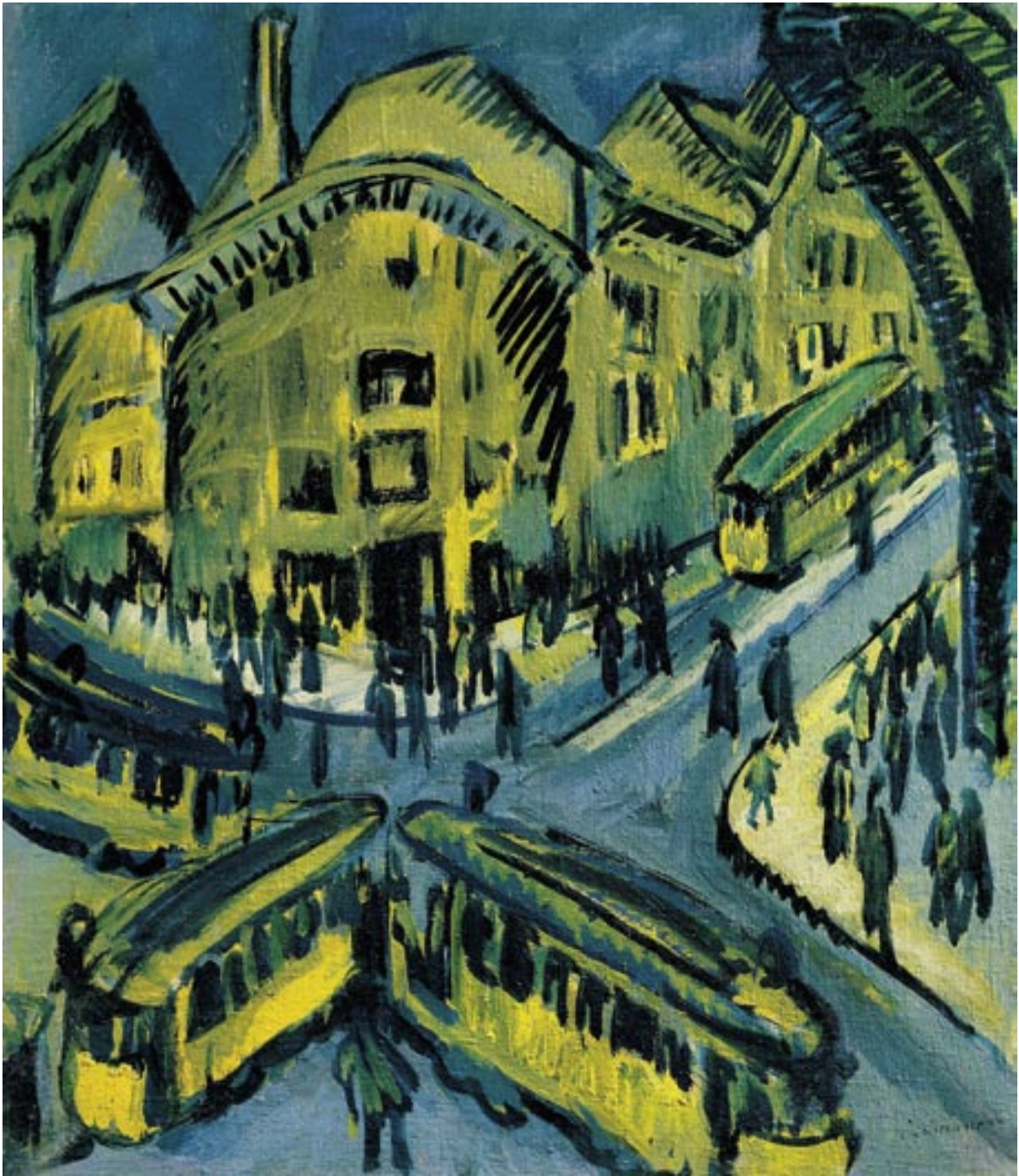


DER HAUPTSTADTBRIEF

28. September 2005

Hintergrund-Dienst aus Berlin für Entscheider und Multiplikatoren

70. Ausgabe



„Von Liebermann zu Pechstein – Kunst der Berliner Secession“
– so heißt eine jetzt im Ephraim-Palais in Berlin gezeigte
sehenswerte Ausstellung. Hier: „Nollendorfplatz“,
Ernst Ludwig Kirchner, 1912, Öl auf Leinwand. **Mehr ab Blatt 22**

Die große Wahlanalyse
Über die Grenzen der Wahlforschung
Wie Angela Merkel in einer Sackgasse landete

Dies und mehr zur Wahl ab Blatt 3

DER 70. HAUPTSTADTBRIEF

- 3 Wahlanalyse: Vom Schröder-Bonus und von den Bedenken gegen eine Kanzlerin Merkel**
- 7 Über die Grenzen der Wahlforschung**
- 8 Impressum**
- 9 Umfragen und die Wirklichkeit: Nicht 42, sondern nur gut 35 Prozent**
- 10 Wie Angela Merkel sich in Absperrungen verirrte und in einer Sackgasse landete**
- 13 Deutschland wird Erfolg haben!**
- 15 Ein Hauptstadt-Ergebnis, das es in sich hat**
- 17 „Es hat hier und da Irritationen gegeben. Das Wahlprogramm der Union stand plötzlich nicht mehr im Mittelpunkt“**
Interview mit BDI-Hauptgeschäftsführer Ludolf von Wartenberg
- 21 Berliner Stadtautobahn wächst nach Südosten**
- 22 Kunst der Berliner Secession begleitet das Brücke-Jubiläum**
- 25 Wagt das Land Berlin das große Immobilien-Milliardenspiel?**
- 28 Herculaneum öffnet eine Tür in die antike römische Welt**
- 31 China setzt mehr und mehr auf Spitzentechnologie. Was bedeutet das für uns?**
Ein Interview mit DIN-Chef Dr.-Ing. Torsten Bahke
- 34 Meisterwerke des Jugendstils aus dem hohen Norden in Berlin**
- 36 300 Jahre Charlottenburg: Von einer kleinen Ackerbürgerstadt zur City-West von Berlin**

**DER HAUPTSTADTBRIEF im Internet:
www.derhauptstadtbrief.de**

Auf den Punkt

Wahl, Wahl, Wahl

Das Wahlergebnis des 18. September und was alles vom Wahlabend an geschah – es bildet Gesprächsstoff wie bei keiner Wahl zuvor. Und doch gibt es Aspekte, die bisher nicht oder nur selten diskutiert worden sind. *forsa*-Chef Prof. Manfred Güllner nennt sie



Bruno Waltert
Chefredakteur

in seiner Wahlanalyse, die er exklusiv für den HAUPTSTADTBRIEF geschrieben hat.

Güllner hat auf unser Bitten hin noch einen zweiten Beitrag verfasst, den wir in dieser Nummer veröffentlichen. Er trägt den Titel „Über die Grenzen der Wahlforschung“ und soll Antwort geben auf

die vieldiskutierte Frage, weshalb in den letzten Wochen vor der Wahl unterschiedslos alle überhaupt publizierten Umfragen der Union mehr als 40 Prozent gaben. Bekanntlich landete sie dann ja bei nur 35,2 Prozent. Mit allen Folgen, die wir nun sehen.

Aus der Vielfalt dessen, was sich sonst zur Wahl und zum Geschehen danach sagen lässt – und es ist ja sehr viel – haben wir einige Teilaspekte herausgepickt. Etwa den Blick auf die CDU und ihre Vorsitzende. Oder den bemerkenswerten Ausgang der Wahl in der Hauptstadt.

Auch Rafael Seligmanns Kolumne und ein Interview mit BDI-Hauptgeschäftsführer Ludolf von Wartenberg befassen sich mit dem Wahlausgang und seinen Folgen.

Im übrigen: Das Thema wird uns gewiss auch in der nächsten Ausgabe beschäftigen ...

Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Bruno Waltert', written in a cursive style.

Wahlanalyse: Vom Schröder-Bonus und von den Bedenken gegen eine Kanzlerin Merkel

Von forsa-Chef Prof. MANFRED GÜLLNER



Schreibt für den
HAUPTSTADTBRIEF:
forsa-Chef
Prof. Manfred Güllner,
Berlin.

Bei der Ankündigung von Neuwahlen zum Bundestag war klar, dass die rot-grüne Regierungskoalition **keine Chance** mehr haben würde, nach der Wahl weiter zu regieren. Klar war auch, dass die SPD ein **deutlich schlechteres** Ergebnis erzielen würde als bei der letzten Bundestagswahl 2002. Beide Annahmen wurden durch das aktuelle Wahlergebnis **bestätigt**:

SPD und Grüne kamen **zusammen auf 42,4 Prozent** der gültigen Zweitstimmen (2002 betrug der Anteil noch **47,1 Prozent**) und hatten somit keine regierungsfähige Mehrheit mehr. Und die SPD kam nach **40,9 Prozent** bei der Bundestagswahl 1998 und **38,5 Prozent** bei der Bundestagswahl 2002 diesmal nur noch auf **34,3 Prozent**.

Der seit vielen Jahren zu beobachtende **Negativ-Trend** für die SPD, der nur durch die beiden letzten Bundestagswahlen 1998 und 2002 unterbrochen wurde, setzte sich nun auf Bundesebene fort. Die in der Bevölkerung nach wie vor vorhandenen **Sympathien für Gerhard Schröder** reichten zwar aus, um die SPD aus dem nach der verlorenen Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen zu registrierenden Stimmungstief von **27 Prozent** herauszuführen.

Doch für Ergebnisse wie 1998 oder 2002 genügte der **Schröder-Bonus diesmal nicht mehr**. Die SPD erhielt **2,3 Millionen Stimmen weniger** als bei der letzten Bundestagswahl vor drei Jahren. Und im Vergleich zur Bundestagswahl 1998 verlor die SPD sogar **mehr als 4,0 Millionen** oder mehr als ein Fünftel ihrer Wähler.

Der Eindruck, der sich im Verlauf der letzten Legislaturperiode bei vielen Bürgern herausgebildet hatte, die SPD sei **nicht fähig** und zum Teil auch nicht willens, das Land zu regieren, konnte im Wahlkampf **trotz Schröder** nicht mehr grundlegend verändert werden. Die im Wahlmanifest vorgenommene programmatische **Kursverschiebung** nach Links änderte an der Einschätzung der Bürger wenig, dass die Partei nicht voll hinter der Erneuerungs- und Modernisierungspolitik des Kanzlers stehe.

Nur die Aussicht, dass Angela Merkel Gerhard Schröder aus dem Amt drängen würde, hat **einen Teil** der von der SPD enttäuschten früheren SPD-Wähler wieder dazu gebracht, **doch noch einmal** die SPD zu wählen. Zwischen Juli und September entschlossen sich

rund **4 Millionen** lange in der Unentschlossenheit verharrende frühere SPD-Wähler, am 18. September der SPD **wegen Schröder** doch wieder ihre Stimme zu geben.

Allein in der Woche nach dem TV-Duell zwischen Schröder und Merkel (das nach Einschätzung der Zuschauer Schröder klar gewonnen hatte) fanden **2,4 Millionen** bis dahin unentschlossene SPD-Wähler von 2002 den Weg zur SPD zurück.

Dennoch: Die seit Jahren andauernde **Krise der SPD**, die zu Verlusten der Vertrauensbasis auf lokaler Ebene und zum Machtwechsel in ehemals sozialdemokratisch dominierten Ländern wie Hessen, Niedersachsen oder Nordrhein-Westfalen führte, hat sich nach dieser Bundestagswahl **weiter verfestigt**.

Unabhängig von der Frage, ob die SPD an der künftigen Bundesregierung beteiligt sein wird oder nicht, kann die SPD aus ihrer Krise nur herausfinden, wenn es ihr gelingt, verloren gegangenes Vertrauen **vor Ort** wieder zurückzugewinnen.

Bundestagswahlen von 1998 bis 2005							
Amtliche Endergebnisse (Zweitstimmen) – Alle Angaben in Prozent							
Für 2005: Vorläufiges amtliches Endergebnis (Zweitstimmen) ohne Dresden I							
	SPD	CDU/CSU	Grüne	FDP	PDS*	Sonstige	Wahlbeteiligung
1998	40,9	35,1	6,7	6,2	5,1	5,9	82,2
2002	38,5	38,5	8,6	7,4	4,0	3,0	79,1
2005	34,3	35,2	8,1	9,8	8,7	3,9	77,7

* 1998 und 2002 PDS,
2005 Die Linke.PDS

Während sich die Verluste der SPD vor der Wahl klar abgezeichnet hatten, kamen die **Verluste für die Union überraschend**. Vor der Wahl war erwartet worden (auch durchgängig von den Wahlforschern), dass die **Unzufriedenheit** mit der rot-grünen Regierung ähnlich wie zuvor bei den Landtagswahlen in Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen **ausreichen** würde, der Union genügend Stimmen zuzuführen und einen Regierungswechsel zu ermöglichen.

Doch die in Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen zu beobachtenden Verhaltensmuster übertrugen sich **nicht** auf die Ebene der Bundestagswahl. In beiden **Bundesländern** war die CDU gewählt worden, **obwohl** nur eine Minderheit der Wahlbürger glaubte, dass es mit einer CDU-geführten Landesregierung besser würde. Und obwohl die CDU-Kandidaten für schwächer gehalten wurden als ihre sozialdemokratischen Vorgänger.

Bei der **Bundestagswahl** gab es ähnlich geringe Erwartungen, dass eine CDU/CSU-geführte Bundesregierung **besser** regieren würde als die rot-grüne Regierung oder dass sich die Verhältnisse im Lande nach einem Regierungswechsel bessern würden. **Und** es gab Zweifel, ob die gemeinsame Kanzlerkandidatin von CDU und CSU wirklich das Land **führen** könne.

Anders als in Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen setzten sich aber nicht alle potentiellen CDU/CSU-Wähler über ihre Bedenken hinweg. Vor allem die nach dem **TV-Duell** immer größer werdenden Bedenken gegen die Kanzlerkandidatin der Union dürften letztendlich **einen Teil** der potentiellen Wähler der CDU und vor allem der CSU an einer Stimmabgabe zugunsten der Union **gehindert** haben.

Vermutungen, dass das von der Union vorgelegte **Wahlprogramm** oder die Person **Kirchhof** für die CDU/CSU-Verluste verantwortlich sind, dürften **nicht stichhaltig** sein. Es scheint vielmehr so, dass die mit dem TV-Duell wieder einsetzende **Fokussierung** des Wahlkampfes auf die **Kanzlerkandidaten** den Ausschlag gegeben hat.

Dafür spricht auch der in diesem Wahlkampf **noch dominanter** gewordene Einfluss des Fernsehens. 70 Prozent der Wähler geben an, dass die **Wahlendungen im Fernsehen** den größten Einfluss auf ihre Wahlentscheidung gehabt hätten. Und diese Wahlendungen hatten überwiegend die Bilder der beiden Spitzenkandidaten in die Haushalte transportiert.

Am 18. September wurde die Union nur noch **von 27 von 100 Wahlberechtigten** gewählt. Geringer war die Wählersubstanz der Union nur bei der ersten Wahl im Nachkriegsdeutschland 1949. Wie stark der **Vertrauensschwund** auch für die Union ist, zeigt ein Vergleich mit der ersten Helmut Kohl-Wahl 1983:

Damals haben **43** von 100 Wahlberechtigten CDU oder CSU gewählt. Nach 16 Jahren Kohl hatten 1998 nur noch 29 von 100 Wahlberechtigten der Union ihre Stimme gegeben. Edmund Stoiber konnte 2002 den Anteil leicht erhöhen: **30** von 100 Wahlberechtigten wählten im Jahr 2002 CDU oder CSU. Mit Angela Merkel fiel die Union nun **noch unter den Anteil** der 1998 nach 16 Jahren Kohl verbliebenen Wähler.

Durch die nachlassende Bindungskraft der Union hat zudem das **bürgerliche Wählerlager** die strukturelle Mehrheit **verloren**. 1983 wählte die **Hälfte** aller Wahlberechtigten (49 Prozent) CDU, CSU oder FDP. 2005 gab nur noch **ein Drittel** aller Wahlberechtigten (34 Prozent) der Union oder der FDP ihre Stimme.

Das **linke Wählerpotential** ist 2005 fast so groß wie das bürgerliche Wählerlager: SPD und Linkspartei wurden von rund einem **Drittel** der Wahlberechtigten (33 Prozent) gewählt. Rechnet man die Grünen diesem linken Potential hinzu, dann haben SPD, Linkspartei und Grüne deutlich mehr Stimmen erhalten, als die Union und die FDP: **39** von 100 Wahlberechtigten haben am 18. September SPD, Linkspartei oder Grüne gewählt.

Angesichts des **weiteren Bedeutungsverlustes** der beiden großen Parteien (die zusammen nur noch von 53 von 100 Wahlberechtigten gewählt wurden; geringer war die Vertrauensbasis für Union und SPD zusammen nur bei der ersten Bundestagswahl 1949, als das politische System in Deutschland sich noch nicht etabliert hatte) ist die **weitere Entwicklung** der Parteienlandschaft in Deutschland so unklar wie nie.

Die beiden Klientelparteien **FDP** und **Grüne** haben zwar an frühere Wahlerfolge anknüpfen können, doch zumindest die FDP hat von der Schwäche der Union und von **Leihstimmen** der CDU und CSU profitiert. Eine **Garantie** für ähnlich viele Stimmen bei kommenden Wahlen aber ist der hohe FDP-Anteil 2005 **nicht**.

Und die Grünen konnten ihre Anhänger noch einmal mobilisieren, **obwohl** keine Aussicht auf eine Fortführung des rot-grünen Bündnisses bestand. Doch wie lange sich die Grünen darauf **verlassen** können, dass die nur auf gemeinsamen Grundwerten beruhende Anhängerschaft stabil bleibt, ist angesichts der Tatsache **ungewiss**, dass die grüne Partei ihre Machtpositionen auf Bundes- und Länderebene verloren hat.

Ungewiss ist auch, ob sich das neue **Linksbündnis** im Parteienspektrum auf Dauer behaupten kann. Zu **unterschiedlich** sind die Strukturen der Anhänger der PDS im Osten und der WASG im Westen. Ob das, was **von oben** zusammengeführt wurde, diese Legislaturperiode des Bundestages überdauern kann, wird sich erst noch erweisen müssen.

Die **Unsicherheit** über den weiteren Weg des Parteiensystems in Deutschland wird auch dadurch **noch größer**, dass die rechtsradikale Partei NPD im Osten Deutschlands **deutliche Erfolge** erzielen konnte. Die in Sachsen auf die NPD entfallenen 4,9 Prozent der gültigen Stimmen und die 3,6 Prozent NPD-Stimmen im **Osten** Deutschlands insgesamt zeigen, dass die NPD ihren in Sachsen errichteten **Brückenkopf** durchaus ausweiten kann.

Der Ausgang der Bundestagswahl am 18. September hat nicht nur eine in der Wahlgeschichte im Nachkriegsdeutschland noch **nie dagewesene Konstellation** für die Regierungsbildung gebracht (4 Koalitionsoptionen sind rechnerisch möglich), sondern auch große Unklarheit über den weiteren Weg des **politischen Systems** in Deutschland insgesamt geschaffen.

Über die Grenzen der Wahlforschung

Von forsa-Chef Prof. MANFRED GÜLLNER

Die am Wahlsonntag um 18 Uhr von RTL, n-tv, N24 und SAT.1 ausgestrahlte forsa-Prognose sah die **SPD** bei 33,5, die **Union** bei 36, die **Grünen** bei 8,5, die **FDP** bei 10,5 und die **Linkspartei** bei 8,5 Prozent. Die **Summe** der Abweichungen für **alle** Parteien lag bei 2,9, die maximale Abweichung für eine Partei bei 0,8 Prozentpunkten.

Die **Präzision dieser Prognose** zeigt, dass die von der empirischen Wahlforschung entwickelten und verwendeten Verfahren und Methoden in der Lage sind, am **Wahlsonntag** das Wahlverhalten in seinen Konturen recht genau abzubilden.

Doch während die Befragung der Wähler am **Wahlsonntag** das Wahlverhalten **exakt** abbilden konnte, wichen die Ergebnisse der **vor der Wahl** durchgeführten Umfragen vom tatsächlichen Ergebnis ab. Die Vorwahlumfragen konnten zwar die **Verluste der SPD** relativ genau erfassen, signalisierten aber einen Zugewinn für die Union und einen Anteil von **mehr als 40 Prozent für CDU und CSU**.

Offenkundig gaben **vor** der Wahl deutlich **mehr** Befragte an, sie **wollten** der Union ihre Stimme geben als sie dann **tatsächlich** auch gewählt haben. Die vor der Wahl geäußerte Verhaltensabsicht stimmte also mit dem Wahlverhalten am Wahlsonntag **nicht** überein.

Die Tatsache, dass **geäußerte** Verhaltensabsichten mit dem **tatsächlichen** Verhalten **nicht** übereinstimmen, ist nicht neu. Vielmehr ist die empirische Sozialforschung mit diesem Problem schon immer konfrontiert – nicht allein beim **Wahlverhalten**, sondern auch beim Kauf- oder Mediennutzungsverhalten.

Dabei kommt in der **Wahlforschung** als **weiteres** Problem hinzu, dass Befragte teilweise **nicht zugeben**, dass sie nicht zur Wahl gehen werden. Schon in den 70er Jahren zeigte eine Untersuchung unter Nichtwählern, dass jeder zweite Nichtwähler angab, **doch** an der Wahl teilgenommen zu haben.

Bei zahlreichen **Landtagswahlen** konnten deshalb die Vorwahlumfragen das Wahlergebnis am Wahltag **nicht abbilden**, weil Befragte mit geäußerten Präferenzen für eine Partei nicht sagten, dass sie **nicht** zur Wahl gehen wollten.

Bei **Bundestagswahlen** mit einer im Vergleich zu Landtags- oder Kommunalwahlen deutlich höheren Wahlbeteiligung aber gab es bislang so große **Abweichungen** zwischen den vor der Wahl ermittelten Präferenzen für eine Partei und dem **tatsächlichen** Stimmenanteil am Wahlsonntag wie vor dieser Wahl **noch nicht**.

Es muss also Faktoren gegeben haben, die **an sich** der Union zuneigende Wähler davon **abgehalten** haben, das Kreuz bei CDU bzw. CSU zu machen. Um hier näheren Aufschluss über die Motive zu finden, wird das vorliegende Datenmaterial der Umfragen vor der Wahl noch einmal **systematisch analysiert** werden müssen.

Doch eine **Hypothese** kann schon formuliert werden: Es gab in einem **Teil** der Anhängerschaft der Union **Vorbehalte** gegen die Kandidatin Angela **Merkel**. Rund **20 Prozent** derjenigen, die bei der Frage nach der **Wahlabsicht** angaben, die Union wählen zu wollen, hatten sich bei der Frage nach der **Kanzlerpräferenz** nicht für Merkel entschieden.

Dieser Widerstreit zwischen der **Präferenz für die Union** und den **Vorbehalten gegen die Kandidatin** dürfte dazu geführt haben, dass potentielle CDU/CSU-Wähler letztendlich nicht zur Wahl gingen oder ihre Stimme den Liberalen gaben.

Generell zeigt die **Abweichung** zwischen den vor der Wahl ermittelten Werten für die Union und den tatsächlichen Stimmenanteilen von CDU und CSU am Wahntag, dass Umfragen **vor** einer Wahl an **Grenzen** kommen und **keinesfalls in der Lage** sind, Prognosen für den Wahlausgang zu liefern.

Umfragen vor einer Wahl können auch kurz vor dem Wahltermin immer nur ein **aktuelles Stimmungsbild** liefern. Diese ermittelten Stimmungen aber dürfen **nicht** als den Parteien **sichere** Stimmen am Wahntag interpretiert werden. Eine Prognose für den Ausgang der Wahl kann immer erst auf der Basis der **Wählerbefragungen** am Wahlsonntag um 18 Uhr erstellt werden.

IMPRESSUM	DER HAUPTSTADTBRIEF
erscheint seit Oktober 1999	monatlich
Herausgeber	Detlef Prinz
Redaktionelle Konzeption und Chefredaktion	Bruno Waltert
Bildredaktion	Paul Maria Kern
Gestaltung	Witt & Kern.Design
Titelfoto	Hans-Joachim Bartsch; Dr. Wolfgang & Ingeborg Henze-Ketterer, Wichtrach/Bern
Satz und Bildbearbeitung	Manuel Schwartz, Mike Zastrow, HAUPTSTADTBRIEF
Anzeigen	es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom Januar 2004
Verlag	HAUPTSTADTBRIEF Berlin Verlagsgesellschaft mbH Inhaber: Detlef Prinz, Verleger Tempelhofer Ufer 23/24, 10963 Berlin Telefon 030 - 21 50 54 00, Fax 030 - 21 50 54 47 info@derhauptstadtbrief.de www.derhauptstadtbrief.de
Druck	Fiedler Druck GmbH & Co. KG Lossastraße 3, 96450 Coburg Telefon 0 95 61 - 55 213, Fax 0 95 61 - 55 21 50
Redaktionsschluss	22. September 2005

Wiedergabe von Beiträgen aus dem HAUPTSTADTBRIEF, auch auszugsweise,
nur nach schriftlicher Genehmigung der Redaktion – und stets mit der Quellenangabe:
© DER HAUPTSTADTBRIEF. Für unverlangte Zusendungen keine Haftung.

Die Parteipräferenzen im Bund

Nicht 42, sondern nur gut 35 Prozent

	SPD	CDU/CSU	FDP	Grüne	PDS
	Alle Angaben in Prozent				
Bundestagswahl (22.9.2002)	38,5	38,5	7,4	8,6	4,0
Umfrage-Werte in Woche ..					
4. (24.1.-28.1.)	35	37	8	11	4
5. (31.1.-4.2.)	34	40	7	10	4
6. (7.2.-11.2.)	33	40	8	10	4
7. (14.2.-18.2.)	34	40	7	9	4
8. (21.2.-25.2.)	32	42	7	8	5
9. (28.2.-4.3.)	31	43	7	8	5
10. (7.3.-11.3.)	31	44	7	8	4
11. (14.3.-18.3.)	29	46	7	9	4
12. (21.3.-25.3.)	28	46	8	8	5
13. (28.3.-1.4.)	28	46	8	8	5
14. (4.4.-8.4.)	28	46	7	8	5
15. (11.4.-15.4.)	28	46	7	9	5
16. (18.4.-22.4.)	28	46	7	8	5
17. (25.4.-29.4.)	29	45	8	8	5
18. (2.5.-6.5.)	28	45	8	8	5
19. (9.5.-13.5.)	28	46	9	8	4
20. (16.5.-20.5.)	28	45	9	8	5
21. (23.5.-27.5.)	28	49	7	8	4
22. (30.5.-3.6.)	28	49	6	8	5
23. (6.6.-10.6.)	27	49	7	7	5
24. (13.6.-17.6.)	26	49	6	7	9*
25. (20.6.-24.6.)	26	47	6	7	11*
26. (27.6.-1.7.)	26	47	6	7	10*
27. (4.7.-8.7.)	27	46	7	7	10*
28. (11.7.-15.7.)	27	44	7	8	11*
29. (18.7.-22.7.)	27	44	7	8	11*
30. (25.7.-29.7.)	26	45	7	7	12*
31. (1.8.-5.8.)	28	42	7	7	12*
32. (8.8.-12.8.)	29	43	7	7	10*
33. (15.8.-19.8.)	29	43	8	7	9*
34. (22.8.-26.8.)	30	43	8	7	8*
35. (28.8.-2.9.)	31	43	7	7	9*
36. (5.9.-9.9.)	35	42	6	7	7*
Bundestagswahl (18.9.2005)	34,3	35,2	9,8	8,1	8,7*

Das forsa-Institut ermittelte diese Werte durch **wöchentliche** Befragung von in der Regel **rund 2500** wahlberechtigten Deutschen.

Quelle: forsa

* PDS und WASG



Angela Merkel
am Wahlabend
in der CDU-
Zentrale:
In den Augen
heimlich
Tränen?

Wie Angela Merkel sich in Absperrungen verirrte und in einer Sackgasse landete

Von Dr. JOACHIM RIECKER

Es war eine dieser **symbolträchtigen** Szenen, auf die Journalisten geradezu lauern: Als CDU-Chefin Angela **Merkel** am Morgen nach der Bundestagswahl vor dem Berliner Konrad-Adenauer-Haus eintraf, **verirrte** sie sich mit ihrem Pulk von Leibwächtern und mit den ihr folgenden Kameralenten in den **Absperrungen** und Festzelt-Aufbauten des Vorabends – und landete prompt in einer **Sackgasse**. Nur mit Mühe gelang es ihr anschließend, in dem **lärmenden Gewirr** doch noch den **Eingang** in die CDU-Parteizentrale zu finden.

Nach dem **Wahlschock** vom Vorabend blieb dort das **Scherbengericht** über die Kanzlerkandidatin an diesem Tag aus. Als **einziger** führender CDU-Politiker schimpfte der neue nordrhein-westfälische Sozialminister und Chef der CDU-Sozialausschüsse, Karl **Laumann**, über Frau Merkels **Wahlkampf**, in dem die Interessenlagen der **Arbeitnehmer** – so Laumann – „**sträflich vernachlässigt wurden**“.

Doch zumindest mit **öffentlicher** Kritik blieb Laumann allein. Sowohl im engeren Parteipräsidium als auch im weiter gefassten Vorstand äußerte sich **außer ihm kein Teilnehmer** negativ über Angela Merkel, deren Wahlergebnis **weit unter** den Erwartungen geblieben war. „**Alle stehen hinter Frau Merkel**“, gab Niedersachsens CDU-Ministerpräsident Christian **Wulff** die Parole aus.

Dass neben Wulff auch andere einflussreiche CDU-Regierungschefs wie Roland Koch (Hessen) und Jürgen Rüttgers (NRW) **bis auf weiteres** an der Seite Angela Merkels bleiben, war **auch** auf den **aggressiven Auftritt** von Bundeskanzler Gerhard **Schröder** in der TV-Elefantenrunde am Wahlabend zurückzuführen. Er hat in der Union zu einer **Solidarisierung** mit Frau Merkel geführt.

Das zeigte sich auch bei ihrer Wahl zur **Fraktionsvorsitzenden** mit mehr als **98 Prozent** der Stimmen. Immerhin hat sie die Union zum ersten Mal seit der Wahl 1994 wieder zur **stärksten Fraktion** im Bundestag gemacht, wenn auch mit **viel geringerem Abstand** als allgemein erwartet.

Die **Atempause** für Angela Merkel ändert allerdings nichts daran, dass sich viele Ministerpräsidenten der Union durch den **enttäuschenden Wahlausgang** in ihrer tief sitzenden **Skepsis** gegenüber der „ostdeutschen Protestantin“ (so Edmund Stoiber im August 2004) bestätigt sehen. In der völlig **unübersichtlichen** politischen Lage nach der Wahl erkennt allerdings **niemand** einen Sinn darin, mit Frau Merkel **abzurechnen**, da dies nur dem **politischen Gegner** nutzen würde.

Offen bleibt allerdings, ob die Union auch dann **geschlossen** hinter Frau Merkel steht, wenn sie sich in **erfolglosen** Koalitionsverhandlungen **aufreißt** oder bei der Kanzlerwahl im Bundestag **scheitert**. Und niemand in der Parteiführung bezweifelt, dass der Wahlausgang auch auf **Schwächen in der Wahlkampf** zurückzuführen ist, die sie zu vertreten hat.

Insbesondere die Berufung des Ex-Verfassungsrichters Paul **Kirchhof** als Finanzexperten in ihr „Kompetenzteam“ wird als **massiver Fehler** angesehen, da Kirchhof bei den Wählern **viel Konfusion** ausgelöst habe. Außerdem stellen führende Unionspolitiker **intern** die Frage, ob es denn richtig war, den Wahlkampf mit der **Ankündigung einer Mehrwertsteuererhöhung** zu beginnen – und dazu im Wahlprogramm auch noch zahlreiche andere **unpopuläre** Entscheidungen anzukündigen.

Immer wieder wird außerdem der Vorwurf erhoben, Angela Merkel habe die Menschen **emotional nicht erreicht**. Dies gilt insbesondere für Wählergruppen, zu denen sie **eigentlich** einen viel leichteren Zugang hätte haben sollen als Schröder: Weder **Frauen** noch **Ostdeutsche** haben in besonders hoher Zahl für die Kanzlerkandidatin der Union gestimmt.

Anerkannt wird in der Unionsführung allerdings, wie **kontrolliert** sie mit dem enttäuschenden Wahlergebnis **in der Öffentlichkeit** umgegangen ist. Gegenüber Vertrauten äußerte sie, die **ersten Prognosen** über den Wahlausgang, die aufgrund von Wahlnachfragen erhobenen so genannten „**Exit-Polls**“, habe sie am **Wahlnachmittag** wie einen „**Hammerschlag auf den Kopf**“ erlebt. Anmerken ließ sie sich davon später allerdings kaum etwas.

Wegen der Patt-Situation im Bundestag könnte Deutschland nun vor einem **Machtkampf** stehen, wie ihn das Land noch nicht erlebt hat. Ein regelrechter **Nervenkrieg** dürfte die Republik in den nächsten Wochen in Atem halten. Gerhard Schröders größter Trumpf dabei: Am Ende erfolgloser Koalitionsverhandlungen könnten **Neuwahlen** stehen, vor denen sich die jetzt **innerlich angeschlagene Union** möglicherweise mehr fürchten müsste als die SPD.

Doch vor denkbaren Neuwahlen steht das Thema **Kanzlerwahl**. Das Verfahren zur Wahl des Bundeskanzlers ist im Grundgesetz genau geregelt. Bisher kam es auf den entsprechenden **Artikel 63** allerdings nie besonders an, da sich nach **jeder** Bundestagswahl rasch eine Koalition bildete, die dann auch mit ihrer Mehrheit den Kanzler wählte.

Eben jener Artikel 63 schreibt vor, dass der **Bundespräsident** dem Parlament einen Kandidaten zur Wahl vorschlägt. In welcher **Frist** nach der Wahl er dies tun muss, ist **nicht festgelegt**. Bislang hat das Staatsoberhaupt immer **den** Politiker vorgeschlagen, der ihm **als erster versichern** konnte, im Parlament über eine **Mehrheit** zu verfügen. Wird der vorgeschlagene Kandidat dann vom Bundestag – wie seit 1949 immer – mit absoluter Mehrheit gewählt, hat das Land einen **Bundeskanzler**.

Scheitert die Wahl jedoch, muss innerhalb von 14 Tagen ein **neuer Versuch** unternommen werden. Jetzt können auch die **Bundestagsfraktionen** Vorschläge machen. Um gewählt zu werden, muss auch bei dieser Runde der Kandidat **mehr als die Hälfte der Stimmen aller** Abgeordneten auf sich vereinigen, also die absolute „**Kanzlermehrheit**“ erreichen. Scheitert allerdings auch dieser Versuch, muss **unmittelbar danach** ein **dritter** Wahlgang durchgeführt werden, in dem die **einfache** Mehrheit der Stimmen ausreicht. Wer dann die **meisten Stimmen** erhält, ist gewählt.

Doch nun kommt erneut der **Bundespräsident** ins Spiel. Sollte im dritten Wahlgang tatsächlich ein Kanzler nur mit einfacher Mehrheit im Bundestag gewählt worden sein, muss der Bundespräsident **innerhalb von sieben Tagen** entscheiden, ob er den Gewählten zum Kanzler **ernennt** oder ob er das Parlament **aflöst** – Neuwahlen wären die Folge.

CDU/CSU und **FDP** verfügen im neuen Bundestag – die Dresden-Nachwahl noch nicht berücksichtigt – zusammen über **286 Stimmen**; **Rot-Grün** kommt auf **273 Stimmen**. Außerdem gibt es da die **54** Abgeordneten der **Linkspartei.PDS**. Sollten in einem dritten Wahlgang Union und FDP geschlossen für **Merkel** sowie SPD und Grüne geschlossen für **Schröder** stimmen, wäre Frau Merkel gewählt – allerdings nur unter der **Voraussetzung**, dass sich die Linkspartei in der geheimen Wahl fast **komplett** enthält. Erhielte hingegen Schröder auch nur ein gutes Dutzend Stimmen von der **Linkspartei**, wäre er gewählt. Er müsste dann, falls ihn der Bundespräsident ernennt, mit **wechselnden Mehrheiten** regieren. Gelänge ihm das nicht, wäre wohl erneut eine Parlamentsauflösung die Folge.

Deutschland wird Erfolg haben!

Von RAFAEL SELIGMANN

Hat das Volk Deutschland unregierbar gewählt? Drohen uns italienische Verhältnisse? Gar ein neues Weimar? Was ist uns Deutschen widerfahren? War Stoibers Diktum von der Dummheit der Ostdeutschen noch zu milde formuliert? Sind am Ende gar alle Deutschen – inklusive der Bayern, die am Wahlabend der CSU ein Sechstel ihrer Zweitstimmen entzogen – politische Idioten?

Wer die Zeitungskommentare der letzten Tage las, und – schlimmer noch – den inoffiziellen Erklärungen der professionellen Beobachter lauschte, könnte tatsächlich meinen, die Deutschen hätten das politische Chaos gewählt. Das Verdikt stimmt mitnichten. Im Gegenteil, die Deutschen werden normal.

Sie haben aufgehört, sich als politische Musterknaben und -Mädchen zu gebärden und wählen die Partei, von der sie annehmen, dass sie ihre Interessen und Ansichten am besten wiedergibt, statt stramm politische Disziplin um jeden Preis zu üben. Nun ist es an den Politikern, die Resultate des Volkswillens, also das Wahlergebnis, in praktische Politik umzusetzen. Das ist durchaus möglich. Die politische Wirklichkeit in unserem Nachbarland Frankreich, einer gefestigten Demokratie, beweist es.

Erinnern wir uns. Vor fünf Jahren erhielt Chirac im ersten Wahlgang zur Präsidentschaft knapp über zwanzig Prozent der Stimmen. Dicht hinter ihm folgte sein bestenfalls rechtspopulistischer Konkurrent Jean-Marie Le Pen. Man stelle sich vor, in Deutschland würde der ehemalige CDU-Abgeordnete Hohmann zwanzig Prozent der Wählerstimmen auf sich vereinen. Wir Deutsche würden uns – bestenfalls – als verantwortungslos, ja als Faschisten beschimpfen.

Am 18. September hat der deutsche Souverän sich eindeutig für die demokratischen Parteien entschieden. Selbst viele, die Links wählten, wollen keine neokommunistische Diktatur. Sie suchen vielmehr eine soziale Geborgenheit, die es so wohl nicht mehr geben wird.

Die große Mehrheit der Wähler aber handelte durchaus überlegt, indem sie den Reformparteien links und rechts sowie den ohnehin reformfreudigen Liberalen ihre Stimmen gab. Der Unterschied ergab sich aus dem Wagemut der Stimmberechtigten.

Psychologische Beweggründe waren in hohem Maße für das Wahlergebnis verantwortlich. Die Unionsparteien überforderten schlicht ihr Wählerpotential. Niemand, schon gar nicht der

Schlechtverdienende, votiert frohen Herzens für eine Partei, die mit einer Erhöhung der Mehrwertsteuer für sich wirbt. Fataler noch wirkte sich die Entscheidung aus, einen ehrbaren Verfassungsjuristen und theoretischen Finanzplaner unvorbereitet ins Kompetenzteam zu berufen.

Darüber hinaus gab Kirchhof offenbar ohne kundige Kommunikationsberatung Interviews, die herzerfrischend ehrlich, doch politisch in höchstem Grade unklug waren. Dies alles führte im Ergebnis dazu, dass sich viele Wahlberechtigte zunehmend vor den sozialen Folgen einer schwarz-gelben Regierung fürchteten.

Genau auf diese Wähler zielte die Kampagne der SPD. Bundeskanzler Gerhard Schröder spürte, dass er mit seinen notwendigen Reformen viele Menschen wirtschaftlich und vor allem intellektuell überforderte. Der Kanzler warf das Steuer herum und warb nun um die Stimmen der Ängstlichen. Gleichzeitig warnte er vor den gravierenden Folgen einer schwarz-gelben Politik vor allem für Schlechtverdienende und Arbeitslose.

Am Ende waren ebenso wie vor drei Jahren beide politischen Lager etwa gleich stark. Ähnliche politische Grundkonstellationen haben wir in Frankreich oder in Großbritannien, dem Mutterland der europäischen Demokratie. Letztlich gewinnt die charismatischere Führungspersönlichkeit bei Parteiprogrammen, die hinter aller Propaganda nicht ihre Ähnlichkeit verbergen können. Das hat seine Richtigkeit, denn für eine pragmatische Politik gibt es einheitliche Leitlinien, die sich nur in Nuancen unterscheiden.

Der Souverän hat entschieden. Tatsächlich gibt es wahrscheinlich nur zwei mögliche Regierungskonstellationen. Eine Jamaika-Koalition oder eine Große. Schwarz-Gelb-Grün passt zumindest in den Randbereichen schwer zusammen. Die entscheidende Ratio eines derartigen Bündnisses wäre der Machtgewinn von Frau Merkel und Herrn Westerwelle. Die Grünen würden mit Ministerämtern und anderem „belohnt“. Ob aber deren Basis dieses Spiel auf Dauer mitmacht, ist mehr als fraglich.

Bleibt eine Große Koalition. Hier gibt es die größten Schnittmengen einer pragmatischen Politik. Die notwendigen Reformen in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik würden von einer breiten Mehrheit getragen werden. Die Führung muss dabei nicht unbedingt auf das gegenwärtige Personaltableau beschränkt bleiben.

Am Ende wird eine tragfähige deutsche Regierung stehen. Sie muss die notwendige Politik für dieses Land durchsetzen. Wir haben Grund zur Zuversicht. Die Meinung des Auslandes sollte uns Mut machen. Der „New York Times“-Kolumnist Daniel Gross erklärte gegenüber dem HAUPTSTADTBRIEF: „Deutschland ist auf einem guten Weg. Die Reformen beginnen zu greifen. Und ich bin sicher, sie werden Erfolg haben.“ Die Börsen bestätigen das.

Ein Hauptstadt-Ergebnis, das es in sich hat

Ist, gemessen am Gesamt-Ergebnis der Bundestagswahl, das Berliner Zweitstimmen-Ergebnis einigermaßen repräsentativ? Die Antwort lautet: **Nicht im geringsten**. Mit einer Ausnahme allerdings: Die SPD kam in Berlin auf 34,4 Prozent, bundesweit auf 34,3 Prozent. Auch zwischen dem Ost-Teil der Hauptstadt (34,9 Prozent für die SPD) und dem West-Teil (SPD-Ergebnis 34,0 Prozent) gibt es – bezogen auf die SPD – kaum Abweichungen vom Bundesergebnis. **Ganz anders** bei den anderen Parteien!

Beispiel Union: In Berlin kam sie nur auf klägliche 22,0 Prozent – verglichen mit einem bundesweiten Ergebnis von 35,2 Prozent. Im Ost-Teil Berlins lag die Union gar bei nur 13,6, im West-Teil wenigstens bei 27,9 Prozent.

Beispiel Grüne: Sie landeten in Berlin mit 13,7 Prozent deutlich besser als im Bundesdurchschnitt (8,1 Prozent)). Im Ost-Teil der Hauptstadt kamen sie auf beachtliche 10,9, im West-Teil gar auf 15,7 Prozent.

Beispiel FDP: Sie steht in Berlin mit 8,2 Prozent schwächer da als im Bund (9,8 Prozent). Die Schwäche resultiert aus der Ost-Westproblematik: Im Ost-Teil Berlins kommt die FDP auf nur 5,3 Prozent. Im West-Teil dagegen liegt sie bei 10,2 Prozent.

Schließlich Die Linke.PDS, wie sie in Berlin heißt: Ihr Stimmenanteil beträgt in Berlin 16,4, bundesweit 8,7 Prozent. Im Ost-Teil der Hauptstadt landete die Linkspartei bei 29,5 Prozent – also weit vor der Union (mit ihren diesmal nur 13,6 Prozent). Und im West-Teil Berlins kam die Linkspartei immerhin auf 7,2 Prozent.

Die genannten Berliner Durchschnittszahlen (Zweitstimmen) sind interessant. Gleiches gilt aber eben so für einzelne **kleinregionale** Spitzenwerte: Im **Ost-Teil Berlins** hatte die SPD ihr bestes Ergebnis in Teilen von Prenzlauer Berg mit 45,2 Prozent. Die CDU kam in einem bestimmten Pankower Stimmbezirk auf immerhin 28,4 Prozent. Die Linkspartei erzielte in Niederschöneweide das Rekordergebnis von 57,3 Prozent. Und die Grünen schafften im Großbereich Stargarder Straße immerhin 42,0 Prozent.

Im West-Teil der Hauptstadt kam die SPD in drei Kreuzberger Stimmbezirken mit 51,8 bis 52,6 Prozent besonders gut weg. Die CDU triumphierte im Stimmbezirk Schmargendorf mit 48,7 Prozent, die FDP in einem Dahlemer Stimmbezirk mit 31,2 Prozent. Die Grünen hatten ihr bestes West-Ergebnis in einem Kreuzberger Stimmbezirk: 41,6 Prozent. Und die Linkspartei kam am Böhmisches Dorf in Neukölln mit 19,3 Prozent auf ihr bestes West-Ergebnis.

So hat Berlin 2005 gewählt

Zweitstimmen Bundestagswahl, alle Angaben in Prozent

	Berlin gesamt	Ost-Teil	West-Teil
SPD	34,4	34,9	34,0
CDU	22,0	13,6	27,9
Die Linke.PDS	16,4	29,5	7,2
Grüne	13,7	10,9	15,7
FDP	8,2	5,3	10,2
Sonstige	5,4	5,7	5,1

Schließlich: Auch dies sind interessante Wahl-Splitter aus Berlin:

- **Einer** der 12 Wahlkreise der Hauptstadt, **Reinickendorf** im Berliner Nordwesten, lieferte als bundesweit **letzter** Wahlkreis seine Ergebnisse beim Bundeswahlleiter ab: um 0.35 Uhr und 59 Sekunden. Grund dafür waren gravierende Auszählungsfehler, die zeitfressendes Nachzählen nötig machten. Eine böse **Blamage** für Berlin!

- Die **CDU** schnitt in Berlin, wo sie ihre schwere Krise noch immer nicht überwunden hat, so schlecht ab wie in Gesamt-Berlin noch nie. Sie holte **nur ein Direktmandat** von 12 möglichen. Sieben gewann die SPD und drei die Linkspartei. **Eines** schließlich holten sich, bundesweit **einmalig**, die Grünen – zum zweiten Mal mit Christian Ströbele in Friedrichshain-Kreuzberg.

- Die **NPD** schaffte in Berlin nur 1,6 Prozent der Zweitstimmen, die **Republikaner** kamen auf 0,5 Prozent. In absoluten Zahlen sind das allerdings – zusammen – rund **43 000 Stimmen**. Die besonderen **Hochburgen** beider Parteien liegen in einigen Ost-Bezirken Berlins: In Marzahn-Hellersdorf (zusammen 3,7 Prozent), Treptow-Köpenick (2,8 Prozent) und Lichtenberg (3,1 Prozent). In diesen drei Bezirken lag der Stimmenanteil dieser beiden Parteien zusammen in neun Wahllokalen sogar zwischen 8,2 und 11,4 Prozent. Rund 25 Prozent dieser Wähler sind derzeit **zwischen 18 und 24 Jahren** alt.

- SPD-Generalsekretär und Schröder-Freund Klaus Uwe **Benneter** schaffte es nicht, in dem 1998 und 2002 von der SPD eroberten Südwest-Wahlkreis Steglitz-Zehlendorf erneut das Direktmandat zu holen. Es siegte dort Karl-Georg Wellmann (CDU) mit 40 Prozent der Stimmen vor Benneter mit rund 39 Prozent.

- Die prominenten **DDR-Bürgerrechtler** Werner Schulz (Grüne) und Günther Nooke (CDU), beide seit der Wende in politischer Funktion, konnten sich im Wahlkreis Pankow als Direktkandidaten nicht gegen Wolfgang Thierse (SPD) durchsetzen. Da sie beide diesmal nicht auf den Landeslisten ihrer Parteien abgesichert waren, gehören sie dem neuen Bundestag nun nicht mehr an. Die Berliner CDU, total westorientiert, hat damit künftig **keinen einzigen „Ossi“** mehr im Bundestag.
Bruno Waltert

„Es hat hier und da Irritationen gegeben. Das Wahlprogramm der Union stand plötzlich nicht mehr im Mittelpunkt“

Interview mit BDI-Hauptgeschäftsführer Ludolf von Wartenberg

Frage: Herr von Wartenberg, haben Sie am Morgen nach der Wahl Ihre Aktien verkauft?

Ludolf von Wartenberg: (lacht) Nein, ich hatte vorher Papiere gekauft.

Frage: Sie hatten doch mit einer sicheren schwarz-gelben Mehrheit gerechnet. Oder?

v. W.: Wir hatten schon mit einem besseren Ergebnis für schwarz-gelb gerechnet.

Frage: Wie erklären Sie sich den jähen Absturz der Union?

v. W.: Die Zweitstimmenkampagne der FDP, die wir und viele andere unterstützt haben, war erfolgreich – zu erfolgreich, weil sie zu Lasten des Unions-Ergebnisses ging.

Frage: Sie gefragt als langjähriger erfahrener CDU-Politiker: Haben zu viele Unionsanhänger in der Wahlkabine doch noch gezuckt als sie den Scheck zugunsten von Angela Merkel unterschreiben sollten?



BDI-Hauptgeschäftsführer Ludolf von Wartenberg. Die Fragen stellte ihm Klaus Wirtgen.

v. W.: Das glaube ich nicht.

Frage: Aber es waren weniger als erwartet, die für eine Kanzlerschaft von Angela Merkel gestimmt haben.

v. W.: Bemerkenswert ist die niedrigere Wahlbeteiligung trotz eines heißen Wahlkampfs. Die SPD hat ihr schlechtestes Ergebnis seit 1959 eingefahren und die Union ist bei gut 35 Prozent hängen geblieben.

Frage: Oder war die Personalpolitik der Kandidatin schuld, das heißt die Berufung des versierten Politikers Paul Kirchhof und ihre bis zuletzt durchgezogene Aversion gegen den Profi und Publikumsliebbling Friedrich Merz?

v. W.: Es hat hier und da Irritationen gegeben. Das Wahlprogramm der Union stand plötzlich nicht mehr im Mittelpunkt. Es wurde über Dinge diskutiert, die nicht im Wahlprogramm standen. Weshalb der Bundestag aufgelöst wurde ...

Frage: ... Sie sprechen Schröders Aussage an, er habe das Vertrauen seiner Fraktion verloren, um seinen Reformkurs fortzusetzen ...

v. W.: ... richtig, das ging in den letzten Wochen im Wahlkampf unter. Dem Bundeskanzler ist es erfolgreich gelungen, von dieser Debatte abzulenken hin auf Äußerungen von Unionsrepräsentanten, die nicht mit dem Programm der Union identisch waren. So geriet die Opposition anstelle der Bundesregierung in die Defensive.

Frage: Warum hat sich auch die Wirtschaft von Paul Kirchhof und dessen Zeitplan für die Umsetzung seiner „flat tax“ distanziert?

v. W.: Ich habe nicht in Erinnerung, dass sich die Wirtschaft von Professor Kirchhof abgesetzt hat ...

Frage: ... sogar Ex-Siemenschef Heinrich von Pierer, der Wirtschaftsberater von Angela Merkel, ging auf Abstand ...

v. W.: Der BDI nicht, auch wenn es bei Kirchhof offene Fragen zur „Unternehmenssteuerreform“ gibt.

Frage: Frau Merkel hatte Kirchhof nicht nur in ihr Kompetenzteam berufen, sondern ihn bereits als Finanzminister ausgerufen. Insofern mussten seine Aussagen nicht als Expertenrat, sondern als künftige Steuerpolitik verstanden werden.

v. W.: Warum auch immer, Professor Kirchhof wurde eher mit dem identifiziert, was er in seinen wissenschaftlichen Büchern langfristig empfiehlt, als mit den steuerpolitischen Positionen der Union. Inzwischen hat er ja selber die Konsequenzen gezogen und steht als Finanzminister nicht mehr zur Verfügung.

Frage: Durfte Angela Merkel auf den plötzlich zum Liebling von Publikum und Wirtschaft avancierten Steuerpolitiker Friedrich Merz im Kompetenzteam verzichten?

v. W.: Wir haben seit Monaten, lange vor Beginn des Wahlkampfs, bedauert, dass es Spannungen zwischen Herrn Merz und Frau Merkel gibt. Es wäre von vorneherein besser gewesen, an einem Strang zu ziehen.

Frage: Hat sich die Wirtschaft, die ja die Zweitstimmenkampagne zugunsten der FDP befördert hat, schlicht verkalkuliert? Waren die blaugelben Geister, die schwarze Zweitstimmen in sicheren Unionskreisen abgreifen sollten, plötzlich zu stark?

v. W.: Wahrscheinlich haben auch wir uns zu sehr auf die Meinungsumfragen verlassen.

Frage: Ist das Wahlergebnis aus Sicht der Wirtschaft ein Rückschlag für Deutschland?

v. W.: Es bedeutet Unsicherheit. Investitionspläne werden überdacht. Es wird abgewartet, welche Regierung in welcher Koalition auch immer herauskommt. Die Wirtschaft hatte mit einem stabileren Regierungsbündnis gerechnet. Das hätte auch international als ein positives Signal zugunsten der deutschen Wirtschaft gewirkt. Das jetzige Ergebnis irritiert und verunsichert. Alle warten jetzt gespannt auf eine Koalitionsbildung.

Frage: Hätte Siemens den unmittelbar nach der Wahl angekündigten Abbau von 10 000 Arbeitsplätzen verschoben oder zurückgenommen, wenn schwarz-gelb gewonnen hätte?

v. W.: Das kann ich nicht sagen. In Deutschland gehen bei Siemens 2400 Arbeitsplätze verloren. Wer die Probleme und die Planungen im Siemens-Konzern kennt, kann nachvollziehen, dass der Siemenschef diese Planungen irgendwann veröffentlichen musste. Ich glaube, es ist besser, dass er es nach der Wahl als vor der Wahl gemacht hat.

Frage: Die Reaktionen aus dem Ausland auf das Wahlpatt sind verheerend. Das „Wall Street Journal“ gehört noch zu den zurückhaltenderen Stimmen: Der „kranke Mann Europas wird wahrscheinlich noch einige Zeit bettlägerig bleiben“.

v. W.: Die „Wall Street Journal“-Analyse ist von unserem Empfinden nicht weit entfernt.

Frage: Der BDI hat sich in Gestalt seines Präsidenten Thumann und seines Hauptgeschäftsführers von Wartenberg im Wahlkampf sehr dezidiert für Angela Merkel und eine schwarz-gelbe Koalition engagiert. War das – im Lichte des Wahlergebnisses betrachtet – klug?

v. W.: Dazu stehen wir auch heute. Eine schwarz-gelbe Koalition wäre eindeutig die bessere Lösung für die Probleme unseres Landes gewesen. Wir hoffen, dass es nun Frau Merkel als Chefin der stärksten Fraktion gelingt, eine Koalition zusammenzubringen, die eine stabile Regierung verspricht.

Frage: Die Wirtschaft hat stets die aus der Geschichte der Arbeiterbewegung zu begründende Nähe der Gewerkschaften zur SPD beklagt und Neutralität im Wahlkampf eingefordert. Reklamiert der BDI jetzt einfach gleiches Recht für alle?

v. W.: Nein. Wir haben uns allein an den Sachprogrammen orientiert. Dabei haben wir festgestellt, dass die SPD in ihrem Wahlprogramm hinter das zurückgegangen ist, was bisher Politik des Bundeskanzlers seit zwei Jahren gewesen ist. Demgegenüber zeigt das Wahlprogramm von Union und FDP mehr Perspektive.

Frage: Ohne Verbandsfürsten und Unternehmer hätte sich Bundeskanzler Gerhard Schröder kaum zum umschmeichelten „Kanzler der Bosse“ stilisieren können. Wolfgang Clement war in diesen Kreisen der Beifall sicherer als in den Gremien

seiner Partei. Wie vereinbaren Verbände und Unternehmer solche Sympathie-Schwenks mit ihrer Glaubwürdigkeit?

v. W.: Das widerspricht sich nicht. Wir haben wiederholt gesagt, dass der Kanzler und der für Wirtschaft und Arbeit zuständige Minister für ihre Politik die Unterstützung der Wirtschaft hatten. Das wäre heute genau so. Doch der Bundeskanzler hat ja Neuwahlen ausgerufen, weil er zwar die Unterstützung der Wirtschaft, aber nicht die Unterstützung seiner eigenen Partei verspürt hat.

Frage: Schröder ist im Wahlkampf von seiner Partei kräftig unterstützt worden. Warum sollte er seine Politik nicht fortsetzen?

v. W.: Schröder hat sich im Wahlkampf indirekt distanziert von seiner Politik der letzten zwei Jahre, um die Zustimmung seiner Partei zu erhalten.

Frage: Der lange Zeit so stark ausgeprägte Wunsch der Wähler nach Wechsel war stark bestimmt durch die Hoffnung, Wirtschaft und Unternehmer würden wieder mehr investieren und neue Arbeitsplätze schaffen, wenn ihre Wunschkoalition erst mal installiert sei. Müssen sich die Bürger inklusive der Arbeitslosen diese Hoffnung jetzt abschminken?

v. W.: Ich glaube, dass die Stimmung für einen Politikwechsel wieder kommen wird. Wir haben die Hoffnung nicht aufgegeben, dass eine neue Regierung unter Führung von Frau Merkel die wichtigen Themen anpackt: Arbeitslosigkeit, marode finanzierte soziale Sicherungssysteme und die hohe Staatsverschuldung.

Frage: Wollen Sie noch einmal Neuwahlen?

v. W.: Weitere Wahlen irritieren zusätzlich. Man sollte aus dem, was der Wähler bestimmt hat, das Beste für Deutschland machen.

Frage: Ihre schwarz-gelbe Traumkoalition ist passé. Welche Präferenzen hat die gesellschaftliche Gruppierung, deren Interessen Sie managen?

v. W.: Innerhalb des Parlamentes ist schwarz-gelb das stärkste Bündnis. Sie brauchen Partner, um ihr Programm durchzusetzen. Hier hat Frau Merkel die Führungsaufgabe.

Frage: Welche Schnittmengen sieht die Wirtschaft zwischen Union einerseits, SPD und Grünen andererseits?

v. W.: Es gibt eine Reihe von Schnittmengen. In Fragen der Energiepolitik werden SPD und Union eher zusammenkommen als Union und Grüne. In Fragen der Steuerpolitik sehen wir die Grünen näher bei der Union.

Frage: Wie sieht der Saldo aus?

v. W.: Das hängt davon ab, welche Teile der SPD bereit sind, unter Frau Merkel in eine Große Koalition zu gehen und wie eine „Jamaika“-Koalition letztlich aussähe. Um urteilen zu können, müsste ich den Koalitionsvertrag gelesen haben.

Frage: Stört die Wirtschaft beim Blick auf eine Große Koalition weniger die SPD als der Anspruch Schröders, dieses Bündnis zu führen?

v. W.: Die SPD behindert zur Zeit diesen Prozess, indem sie sich durch Schröders Kanzler-Anspruch jeden Spielraum für Kompromisse nehmen lässt.

Frage: Was hätten Sie gegen eine Große Koalition unter Führung von Merkel und einem Sozi, heiße er Peer Steinbrück oder anders?

v. W.: Ich kann mir eine solche Große Koalition ebenso wie ein Bündnis aus Union, Liberalen und Grünen vorstellen.

Frage: Schließen Sie eine Große Koalition ohne Schröder und ohne Merkel aus?

v. W.: Nach dem eindeutigen Ergebnis bei Merkels Wahl zur Fraktionsvorsitzenden sieht man deutlich, dass die Union geschlossen hinter der Kanzlerkandidatin steht.

Frage: Ist damit die Führungsfrage in der Union bei der Regierungsbildung erledigt?

v. W.: Ganz offensichtlich.

Frage: Ist das glaubwürdig, gar nachhaltig?

v. W.: Ja

Frage: Ist der angekündigte Rückzug Joschka Fischers aus der ersten Reihe der Grünen aus Sicht der Wirtschaft im Blick auf eine mögliche Koalitionsbildung ein Gewinn oder ein Verlust?

v. W.: Wir können uns über die Amtsführung von Fischer als Außenminister nicht beschweren. Ich glaube, der Rücktritt bedeutet einen Hinweis Fischers an die Grünen, jetzt selbst ihre Rolle in der Opposition zu finden.

Frage: Das heißt, in einer Koalition könnten Sie sich Fischer durchaus vorstellen?

v. W.: Fischer hat schon viele Wandlungen vollzogen.

Frage: Würde die Wirtschaft einen grünen Umweltminister Jürgen Trittin in einer „Jamaika“-Koalition akzeptieren ?

v. W.: Darum geht es nicht. Wir haben zu akzeptieren, was eine Koalition beschließt. Wir hatten bisher mit Herrn Trittin schon manche Komplikation zu bewältigen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Trittin sich persönlich ändert.

Frage: Allgemein wird mit langen und zähen Verhandlungen bis zu einer Regierungsbildung gerechnet. Schadet diese Situation dem Standort Deutschland?

v. W.: Eindeutig ja. Das Wahlergebnis lässt leider noch keine Richtungsentscheidung erkennen. Wir erwarten lange Koalitionsverhandlungen. Das verunsichert zusätzlich. Es besteht kein Zweifel, dass der Standort Deutschland zur Zeit unter dieser Irritation leidet.

Abonnieren Sie den HAUPTSTADTBRIEF!

Mehr dazu: www.derhauptstadtbrief.de

info@derhauptstadtbrief.de

oder Telefon 030 / 21 50 54 00

Berliner Stadtautobahn wächst nach Südosten

In Berlin ist das Stadtautobahn-Netz um 4,6 Kilometer gewachsen. Und zwar im Südosten der Stadt. Die Stadtautobahn A 113 kommt dort damit der Stadtgrenze immer näher, und folglich auch dem Flughafen Schönefeld, der jenseits der Grenze auf brandenburgischem Gebiet liegt.

Flughafen Schönefeld – das ist der alte DDR-Flughafen, inzwischen gemäßigt modernisiert. Dort starten und landen vor allem Billig-Linien und Chartermaschinen für den Touristenverkehr. Der Flughafen hat zur Zeit eine Kapazität von 4,5 Millionen Fluggästen im Jahr. Diese Kapazität war im 1. Halbjahr 2005 mit 2 716 871 Passagieren mehr als ausgelastet.



In unmittelbarer Nähe des heutigen Flughafens Schönefeld soll einst der Großflughafen Berlin Brandenburg International (BBI) entstehen, der nach Planungen aus der Nachwendezeit im Jahr 2007 in Betrieb gehen sollte. Bis heute aber ist alles nur Planung. So wird die weiter nach Süden verlängerte Autobahn A 113 gewiss früher fertiggestellt sein als der neue Flughafen BBI – nämlich laut Autobahn-Verkehrsplanung Ende 2007.

Übrigens: Der Bau von lärmisolierten Stadtautobahnen ist aus vielen Gründen ziemlich teuer: Die jetzt dem Verkehr übergebenen 4,6 Kilometer der A 113 von Späthstraße bis Adlershof (siehe Karte) kostete 130 Millionen Euro. Wt.



„Badende Jungen“,
Max Liebermann, 1900,
Öl auf Leinwand –
jetzt im Ephraim-Palais
zu sehen.

Kunst der Berliner Secession begleitet das Brücke-Jubiläum

Jetzt ist die hohe Zeit der **Brücke-Maler**. Zum Jubiläum der Künstlervereinigung, die sich 1905 in Dresden um ein paar Architekturstudenten zusammenfand, werden die Maler **kraftvoller Expressivität** und einer neuen, aufregenden, **ungekünstelter** Darstellung der Realität zu Recht **gefeiert**.

Die große Ausstellung „**Brücke und Berlin**“ lockte bis Ende August in die Neue Nationalgalerie, im lauschigen Brücke-Museum am Rande des Grunewaldes konnte man **zudem Graphik** von Kirchner, Heckel, Schmidt-Rottluff & Co. betrachten. Und im **Ephraim-Palais** der Stiftung Stadtmuseum findet sich nun in den nächsten Wochen eine **wichtige Ergänzung** unter dem Titel „Von Liebermann zu Pechstein – Kunst der **Berliner Secession**“.

Höchst sehenswerte, teils ganz **berühmte**, teils **weniger** bekannte Bilder – von Kokoschka bis Zille – präsentieren sich da im ersten Stock des ehemaligen Bankierhauses am Eingang zum **Nikolaiviertel**.

Wenn das Eckgebäude mit der charakteristischen Abrundung auch direkt auf der Meile jener Touristen liegt, die im Herzen der Hauptstadt nach den (meist nachempfundenen) **Spuren des alten Berlin** forschen, so übersieht doch mancher, was sich **hinter** den Balkonabstützungen und anderen Gerüsten des vom brausenden Autoverkehr und der entsprechenden Luftverpestung **mitgenommenen Hauses** mit den goldverzierten Gittern verbirgt.

In der Ausstellung finden sich viel bewunderte **Landschaftsbilder** von **Walter Leistikow**, wie die „**Abendstimmung** am Schlachtensee“, die proletarischen Bilder eines Hans **Baluschek** – etwa die anrührenden „**Kohlenfahren**“ besorgter Arbeiterfrauen oder der erschöpfte „**Montagsmorgen**“ einiger Ladenmädchen oder Näherinnen. **Liebermanns** „Badende Jungen“ sind ebenso raumbherrschend wie das Großporträt **Edvard Munchs**, das dieser von dem Politiker Walther Rathenau schuf.



Ebenfalls ausgestellt:
Bildnis der
Charlotte Pechstein,
Hermann Max
Pechstein, 1919,
Öl auf Leinwand.

Ansichten vom **Nollendorfplatz**, vom **Spittelmarkt**, vom **Gasometer** in Schöneberg oder vom **Savignyplatz** mit Stadtbahnbögen gehören zu den berlinbezogenen Objekten. Oder das lebenssprühende, farbenprunkende Kribbelbild vom „**Spielplatz am Friedrichshain**“. Dazwischen sind jüngst gestiftete anmutig-realistische **Tierplastiken** des Bildhauers **August Gaul** zu bewundern.

Spötter behaupten ja, dass es zur **Lieblingstätigkeit** bildender Künstler von jeher gehört hat, mit anderen Kollegen die Klängen zu kreuzen. Auseinandersetzungen, Streit, Trennung und Zerwürfnis waren geradezu an der Tagesordnung, wenn sich Individualisten **für einige Zeit** zum gemeinsam Ziel zusammenschlossen.

Häufig waren es **Kleinigkeiten**, manchmal wohl auch Missgunst, Neid oder enttäuschte Liebe, oft jedoch auch tiefgehende künstlerische und kunstpolitische Differenzen, die ehemalige Freunde wieder **auseinandertrieben**.

Speziell in Berlin sprühten nicht selten die Funken, flogen die Fetzen der Polemik. Die Kunstgeschichte weiß nicht nur von **einer** Berliner **Sezession**, sondern auch einer **Neuen Sezession** und einer **Freien Sezession** zu berichten. Dies alles in der Folge einer **Zeitenwende** am Ende des 19. Jahrhunderts, als man sich von **Pracht, Schwulst und Großmannssucht** der Huldigungsmalerei von Majestätens Gnaden trennte und eine **neue Ehrlichkeit** in der Kunst einforderte.

Dass sich die Brücke-Künstler in den Räumen der Sezessionisten **wohlfühlten** und 1908 an einer Schwarz-Weiß-Ausstellung teilnahmen, verwundert aus diesem Grund nicht. Dass sie sich nach wenigen Jahren **selbst auseinanderlebten** und ihre Vereinigung formell wieder **auflösten**, scheint die spöttische These von den ewig zänkischen Künstlern zu **untermauern**.

Aber was soll's?! Was zählt, ist allein die **Summe des Schaffens**, die auf unsere Zeit gekommen ist, und die ist **unumstritten**. Im Ephraim-Palais kann man in kunst- und stadtgeschichtlichen Erinnerungen schwelgen.

Übrigens: Die Stiftung Stadtmuseum, zu der das Ephraim-Palais gehört, bildet das **Dach** für eine **ganze Reihe** von lokal oder regional geprägten Institutionen. Dazu gehören allen voran das **Märkische Museum**, aber auch das **Freilichtmuseum Domäne Dahlem**, das Museum **Schloss Friedrichsfelde**, das **Grünauer Wassersportmuseum**, die Sammlung **Kindheit und Jugend** und das Museum in der altherwürdigen **Nikolaikirche**. Und es ist richtig: Hier, da und dort lassen sich **vielfältige** Entdeckungen machen!

Dieter Strunz

Von Liebermann zu Pechstein
– Kunst der Berliner Sezession.
Bis zum 16. Oktober
im Ephraim-Palais,
Poststraße 16, Berlin-Mitte.
Dienstags bis sonntags
10 bis 18 Uhr, mittwochs
12 bis 20 Uhr.



Zentrale der Berliner Bankgesellschaft (im Vordergrund), Fernsehturm am Alex im Nebel.

Wagt das Land Berlin das große Immobilien-Milliardenspiel?

Von Dr. JOACHIM RIECKER

Die Sitzungen sind **vertraulich**. Und von den Details dringt nur **wenig** nach außen. Ohne jede parteipolitische Polemik bahnt sich im Berliner Landtag, dem **Abgeordnetenhaus**, bei einem zentralen Thema der Stadtpolitik eine **ganz große Koalition** an:

Seit Wochen schon beraten die Haushaltspolitiker aller im Parlament vertretenen Parteien hinter **verschlossenen** Türen über die Frage, ob die Landesregierung den Inhabern der **maroden Immobilienfonds** der Berliner Bankgesellschaft das Angebot machen soll, ihre Anteile **zurückzukaufen**.

Finanzsenator Thilo **Sarrazin** (SPD) ist bereit, den Anlegern **insgesamt** rund **1,8 Milliarden Euro** für ihre Fondsanteile zu bezahlen. Obwohl diese Summe ausschließlich über **Kredite** finanziert würde, haben **CDU** und **FDP** bereits ihre Bereitschaft signalisiert, in dieser Frage den rot-roten **SPD-PDS**-Senat zu unterstützen – ganz nach dem Motto: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein **Schrecken ohne Ende**. Nur die **Grünen** zögern noch.

Zum Hintergrund: Um hohe Umsätze zu erzielen und die Konkurrenz aus dem Feld zu schlagen, hatte die **erst 1994 gegründete** und **zu 82 Prozent landeseigene** Berliner Bankgesellschaft **bis 2001** zahlreiche Fonds für Immobilien vor allem in den neuen Bundesländern aufgelegt, bei denen die Käufer **umfassende Rendite-Garantien** erhielten. Auch als bereits absehbar war, dass diese Gewinne auf dem ostdeutschen Immobilienmarkt **nicht zu erwirtschaften** waren, wurden diese **„Rundum-Sorglos-Pakete“** weiter angeboten.

Nachdem die **Schiefelage der Bank** im Frühjahr 2001 endlich offenkundig geworden war und das Land Berlin ihr eine **Soforthilfe** in Höhe von **1,75 Milliarden Euro** gewähren musste, stürzte darüber die große Koalition aus CDU und SPD, die Berlin seit 1991 regiert hatte. Wenig später bildete die SPD zusammen mit der PDS eine neue Regierung.

Weil der Bankgesellschaft die **Schließung** durch die Aufsichtsbehörde und dem Land Berlin damit der **Verlust von rund 16 000 Arbeitsplätzen** drohte, beschloss die **rot-rote** Koalition im Frühjahr 2002, **sämtliche Verpflichtungen** aus den fehlgeschlagenen Immobiliengeschäften zu übernehmen.

Diese so genannte **„Risikoabschirmung“** erstreckt sich bis zu der astronomischen Summe von **21,6 Milliarden Euro**. Ganz so schlimm wird es für das Land Berlin und seinen rot-roten Senat aber **wohl nicht** kommen, doch nach neuen Berechnungen der Berliner Finanzverwaltung belaufen sich die **Risiken** der Immobilienfonds immerhin auf eine Summe **zwischen 4,8 und 7,2 Milliarden Euro**.

Um die Belastung für den Berliner Haushalt so **gering wie möglich** zu halten, will der Senat nach Zustimmung des Landesparlaments den Anlegern nun noch in diesem Jahr anbieten, die Fonds der Bankgesellschaft **zurückzukaufen** – zu einem Durchschnittswert **von 72 Prozent** des eingesetzten Kapitals.

Die Berliner Landesregierung **hofft**, dass möglichst viele Inhaber der Fonds dieses Angebot annehmen und nicht darauf setzen, vor Gericht einen **höheren Erlös** zu erstreiten. Die Anleger sollen davon überzeugt werden, dass auch für sie die Realisierung eines **überschaubaren Verlustes attraktiver** ist als ein langwieriger Rechtsstreit mit **ungewissem** Ausgang, bei dem zudem erhebliche **Anwaltskosten** anfallen könnten.

Berlins Finanzverwaltung verweist darauf, dass Gerichte in ähnlichen Fällen stets einen **Vergleich** angeordnet hätten. Die Fonds-Eigentümer könnten daher **nicht darauf vertrauen**, aus dem schon jetzt völlig überschuldeten Landeshaushalt die **volle**, einst von der Bankgesellschaft versprochene Rendite zu erhalten.

Mittlerweile haben allerdings auch **Rechtsanwälte** die Immobilienfonds der Bankgesellschaft als **lukratives Geschäftsfeld** entdeckt, so dass **nicht alle** Anleger bereit sein dürften, auf einen Gang vor das Gericht zu verzichten. Zumindest dürfte versucht werden, das Rückkauf-Angebot der Berliner Landesregierung noch **in die Höhe** zu treiben.

Die **massive** staatliche Unterstützung für die in Schieflage geratene Bankgesellschaft war von der EU-Kommission nur unter einer **Bedingung** genehmigt worden: Bis spätestens Ende 2007 muss das Unternehmen **privatisiert** sein. Der Berliner Senat hofft, dass durch diesen Verkauf der Bank **zumindest ein Teil der Entschädigungszahlungen** für die Fonds-Anleger wieder in die Landeskasse zurückfließt.

Um **möglichst viel Geld** für das Institut zu erhalten, will der rot-rote SPD-PDS-Senat sogar einen **Tabu-Bruch** begehen: Obwohl zur Bankgesellschaft auch die öffentlich-rechtliche **Berliner Sparkasse** mit rund 1,9 Millionen Kunden gehört, ist die Landesregierung bereit, das **gesamte** Institut auch an eine Privatbank aus dem In- oder Ausland zu verkaufen, die **Sparkasse also eingeschlossen**.

Die **rot-rote Koalition** hat die entsprechende Änderung im Berliner Sparkassengesetz bereits in diesem Frühjahr **vollzogen**. Damit könnte die Sparkasse der Hauptstadt die **erste öffentlich-rechtliche Bank** der Bundesrepublik werden, die vollständig von **privaten Investoren** übernommen wird.

Dies hätte noch **nicht absehbare** Auswirkungen auf das bestehende **Drei-Säulen-System** der deutschen Kreditwirtschaft mit öffentlich-rechtlichen Sparkassen und Landesbanken, Genossenschaftsbanken und privaten Geschäftsbanken.

Der Berliner Senat hofft, dass sich nicht zuletzt aus diesem Grund sowohl **öffentlich-rechtliche** als auch **private** Kreditinstitute für das Geschäft interessieren werden. Und dass so der **Preis in die Höhe** getrieben wird. Finanzsenator Sarrazin erwartet einen „**interessanten Erlös**“ bei dem Privatisierungsgeschäft; intern ist von **mehreren Milliarden Euro** die Rede.

Sollten sich Sarrazins Hoffnungen als **realistisch** erweisen, würde der Berliner Bankenskandal, der seit 2001 in der Hauptstadt zahlreiche und schwerwiegende politische und finanzielle **Erschütterungen** ausgelöst hat, ein **nicht ganz so dramatisches Ende** finden wie zeitweise befürchtet wurde. Und ganz nebenbei würden auch die bislang traditionell so fest gefügten Strukturen der deutschen Kreditwirtschaft unter erheblichen **Reformdruck** geraten.



Berlins Finanzsenator
Thilo Sarrazin (SPD).

Herculaneum öffnet eine Tür in die antike römische Welt

Eine höchst bemerkenswerte Ausstellung in Berlin

Von DIETER STRUNZ

Die **Katastrophe** begann an einem warmen, heiteren Sommertag. Wir wissen, es war das Jahr 79 n. Chr., man schrieb den 24. August. „Der **Vesuv** erwachte wie ein **zorniger Riese** nach einem tausendjährigen Schlaf brüllend zum Leben“, beschrieb Plinius der Jüngere, Politiker und Schriftsteller, anschaulich das dramatische Geschehen, das er in jungen Jahren selbst als **Augenzeuge** miterlebt hatte.

Die Leute im Umland des mächtigen Vulkans traf es **nicht unvorbereitet**: Das ferne Grollen, die ersten Erschütterungen ließen sie vorsichtshalber die **Flucht** ergreifen. Sie rafften ein paar Habseligkeiten zusammen und stürzten den **Bootshäusern** an der Küste des Golfes von Neapel entgegen. Doch auch sie boten **keinen Schutz**, auch sie wurden Opfer einer alles verzehrenden **Gerölllawine**, die ersten Strömen von Asche, Gesteinsbrocken, Gas und Wasser folgte.

Seither stehen die Namen von **Pompeji** und seiner Schwesterstadt **Herculaneum** für eine **historische** Naturkatastrophe des Elementes Feuer – wie man sich künftig der verheerenden Wasserfluten eines **Tsunami** in Südostasien und – unter dem Schlagwort „**New Orleans**“ – der Hurrikanfolgen in den US-amerikanischen Südstaaten erinnern wird.

Dass viele zuerst an Pompeji denken, hat seine Gründe, die in der Anziehungskraft der vielen **ausgegrabenen Bauwerke** der vom Vesuv einst zugeschütteten Stadt liegen. Vielleicht auch in **geschickter** Tourismuswerbung, aber wohl ebenso an den besonderen Umständen, die den **kleineren Nachbarort Herculaneum**, der Legende zufolge nach Herkules benannt oder gar von diesem gegründet, **tiefer** verschüttete und weitaus nachhaltiger **vom Erdboden verschwinden ließ**.

Das über Herculaneum ausgeschleuderte Material war von solch hoher Temperatur (mehr als 700 Grad Celsius), dass es Holz und andere organische Substanzen verkohlte und **hervorragend kultivierte**. Eine bis zu **25 Meter** hohe zu Stein erstarrte Lava- und Geröllschicht bedeckte und verdeckte die **reiche Küstengemeinde** (rund 4000 Einwohner), bis **1709** ein Bauer beim Anlegen eines Brunnens auf **Reste eines Amphitheaters** stieß.

„Es ist eine wirkliche Hinabfahrt ins Reich der Schatten, und man glaubt, die **alten Römer** herumgehen zu sehen“, hat später einer der vielen Reisenden und Forscher, der Autor **Wilhelm Heine**, in seinem Tagebuch geschrieben. Auch **Goethe**, **Lessing** und der Märchendichter **Andersen** schauten als **Abenteuertouristen** vorbei. Herculaneum kam in **Mode**, wurde für manche stilprägend, echte und noch mehr gefälschte Altertümer fanden reißenden Absatz.

Die **meisten** der öffentlichen und religiösen Gebäude von Herculaneum schlummern **weiterhin** unter den vulkanischen Massen, auf denen die neuzeitliche Stadt **Ercolano** errichtet wurde. Die geborgenen Zeugnisse der historischen Katastrophe sind heute **gut gehütetes** Museumsgut im Archäologischen Nationalmuseum **Neapel**. Es hat sich nun anlässlich einer Deutschlandvisite erstmalig auf Zeit von wichtigen Funden getrennt.

Mosaik aus der Römerzeit aus dem Nymphäum von Herculaneum.





Auch Nachgüsse wie diese sind Teil der großen Herculaneum-Ausstellung. Hinten Büste des Philosophen Demokrit, vorn einer der beiden „Läufer aus Herculaneum“.

So wird man in Berlin vom 22. September bis 1. Januar 2006 **„Die letzten Stunden von Herculaneum“** nacherleben dürfen. In einer **sensationellen** Ausstellung! Auf ihrer ersten Station, im Römermuseum in Haltern am See (bei Recklinghausen, NRW) zog sie zwischen Mai und August nahezu **130 000 Besucher** an. Im Anschluss an die Präsentation in Berlin wird sie nur noch im **Fockemuseum in Bremen** (von Januar bis April 06) zu sehen sein.

Bohnen und **Datteln**, Oliven, **Granatäpfel** und Knoblauch, die **Plastiken** zweier junger Läufer am Start (römische Kopien von griechischen Originalen), **Wandmalereien**, **Exempel erotischer Kunst** gehören zu den Pretiosen, die die Erde nach Jahrhunderten freigab. **Trinkbecher** und **Goldschmuck** zeugen vom Alltag der Menschen, die in **Sekunden** ihr Leben und alles, was für sie dazugehörte, verloren.

Die **besondere Beschaffenheit** der Vesuvlawine war Glück für die Ausgräber und Altertumsforscher, für die Chemiker und Schriftkenner. Sie können nun aus dem Unglück der Menschen am Berg **wie in einem Buch** lesen.

Dazu gehört freilich eine noch **lange nicht vollendete** Entzifferungskunst, welche die zu Tage geförderten 1700 verkohlten Papyrusrollen aus der **Villa dei Papiri**, einer der **größten** Bibliotheken der antiken Welt, verstehbar machen soll. „Die Bibliothek ist ein einzigartiges Fenster zur antiken Welt“, meint die Direktorin der Nationalbibliothek in Neapel, Agnese **Travaglione**.

Der Vesuv kannte keine Gnade, unterschied nicht zwischen Arm und Reich. Die sterblichen Überreste der Familie des freigelassenen **Sklaven Marcus Pilius Primigenius Granius** und seines **Babys** in der mit Pflanzenfasern ausgeschlagenen Wiege berichten ebenso von der Tragödie wie das **Handwerkszeichen** des Bäckers **Celer** oder **Hab** und Gut des **Schwiegervaters von Julius Cäsar**, Lucius Calpurnius **Piso**, dessen **riesige Villenanlage** ein Raub des Berges wurde.

Rund **500 Namen** der Bewohner von Herculaneum hat die Wissenschaft bis heute identifiziert. Aber viele Geheimnisse der antiken römischen Gemeinde sind auch **weiter ungelöst**.

„Die letzten Stunden von Herculaneum“.
Bis zum 1. Januar 2006
im Pergamonmuseum,
Eingang am Kupfergraben,
Bodestraße 1-3,
10178 Berlin-Mitte.
Dienstags bis sonntags
10 bis 18 Uhr,
donnerstags bis 22 Uhr,
viele Führungen
und Vorträge.
Tel: 209 055 77.

China setzt mehr und mehr auf Spitzentechnologie. Was bedeutet das für uns?

Ein Interview mit DIN-Chef Dr.-Ing. Torsten Bahke

Von DIETER WUSCHICK

Chinas Weg zu einer der **führenden Wirtschaftsmächte** des 21. Jahrhunderts scheint unaufhaltsam. In vielen Branchen liegt das Reich der Mitte bereits auf dem **Spitzenplatz**, teilweise hat die Konkurrenz in Europa und besonders in Deutschland sogar schon **resigniert** das Handtuch geworfen, wie der jüngste Streit um Einfuhrlizenzen für Textilien gezeigt hat.

Bisher konnte der Wirtschaftsriese in Fernost vor allem durch seine **unschlagbar niedrigen Preise** punkten. Doch jetzt zeichnet sich – in Teilen jedenfalls – ein **Strategiewechsel** in der Industriepolitik des Landes ab: China setzt **mehr auf Spitzentechnologien** und will in ausgewählten Branchen gar **Technologieführer** werden.

Mit **großer Sorge** sehen deutsche und europäische Unternehmen einen **zweiten Strategiewechsel**: China will in **einigen** Branchen **eigene** Standards und Normen einsetzen. Welche **Gefahren** ergeben sich daraus für die deutsche und die europäische Wirtschaft? Und wie sollten die Unternehmen bei uns auf diese Tendenzen **reagieren**? Darüber sprachen wir mit **Dr.-Ing. Torsten Bahke**, Direktor des Deutschen Instituts für Normung e.V. (DIN).

DIN-Chef
Torsten Bahke.



DER HAUPTSTADTBRIEF: Herr Dr. Bahke, noch gilt Deutschland als Exportweltmeister, aber die Wirtschaft der Volksrepublik China wächst mit rasantem Tempo. Welche Folgen ergeben sich daraus speziell für die deutsche Wirtschaft?

Dr. Ing. Torsten Bahke: Tatsächlich hat die Wirtschaft Chinas einen enormen Aufschwung erzielt. China produziert heute jede zweite Digitalkamera, jedes dritte Handy, jede vierte Waschmaschine auf der Welt und in dieser Größenordnung auch Fernsehgeräte und Klimaanlage.

Wir wissen, dass China hervorragend ausgebildete Ingenieure hat, dass chinesische Unternehmen über Spitzentechnologien verfügen. China ist in der Weltraumfahrt aktiv und baut Kernkraftwerke. In der Volkswirtschaft des Reiches der Mitte steckt ein ungeheures Potential, wir können China nicht mehr als Entwicklungsland betrachten.

Aber das ist für uns auch von Vorteil. China hat heute schon einen Anteil von 4 Prozent am deutschen Außenhandel. Ein Viertel des bescheidenen deutschen Wirtschaftswachstums hängt von den Exporten nach China ab. Ganze Industriezweige profitieren vom Export nach China. Das schließt aber auch ein, dass wir bestimmte Technologien, ja ganze Branchen abgeben werden.

Frage: Es häufen sich die Klagen, dass China es mit dem Schutz geistigen Eigentums, mit der Beachtung von Patent- und Markenrechten, nicht so genau nehme. Ja, dass es geradezu Markenpiraterie in großem Stil betreibt. Wie sieht es im Bereich der internationalen Normung aus? Wie beurteilen Sie die Haltung ihrer chinesischen Partner zur Anwendung international vereinbarter Technischer Normen?

Bahke: In der internationalen Zusammenarbeit der Normungsinstitute spielt China bereits eine wichtige Rolle. China übernimmt bereits jetzt jedes Jahr etwa 2000 ISO*- und 2000 IEC**-Normen. Das sind sogar mehr als wir übernehmen. Bis zum Jahr 2008 will China das gesamte internationale Normenwerk von 15 000 ISO- und 5000 IEC-Normen sowie 6000 DIN-Normen übernehmen. Allerdings nur, so weit sie für die chinesische Wirtschaft als relevant gelten.

Wir gehen davon aus, dass China künftig stärker in den internationalen Komitees mitarbeiten wird, in denen die Normen festgelegt werden, und dabei auch verstärkt eigene technologische Entwicklungen einbringen wird.

Diese Entwicklung ist für beide Seiten von Vorteil. Es erleichtert China den Export von Industrieprodukten und von Komponenten, und es erleichtert uns die Teilnahme an Ausschreibungen für Investitionen in China.

Etwas komplizierter ist diese Situation bei Patent- und Markenrechten. Wir hören immer wieder, dass es China mit dem Schutz geistigen Eigentums nicht immer so genau nimmt. Aber als Mitglied der WTO ist China verpflichtet, sich an diese Bestimmungen zu halten.

Wir haben unseren chinesischen Partnern immer geraten, diese Fragen ernster zu nehmen und bei ihren Unternehmen stärker auf die Einhaltung der international gültigen Regeln zu drängen, da sonst äußerst schmerzhaft Sanktionen der WTO drohen.

Frage: Wie beurteilen Sie Berichte, dass China dazu übergehen will, seine Produkte nach nationalen Normen und Standards herzustellen.

Bahke: Das ist zunächst erst einmal nichts Ungewöhnliches. Alle Industriestaaten entwickeln neben den international vereinbarten auch nationale Normen, wobei diese aber gemäß WTO-Forderung auf internationalen Standards basieren sollen.

Deutschland hat im DIN-Normenwerk einen Anteil von 15 Prozent nationalen Normen. Im Vergleich zu anderen Industriestaaten ist das wenig, in den USA liegt der Anteil nationaler Normen wesentlich höher. Entscheidend ist aber nicht der quantitative Anteil nationaler Normen.

* ISO-Normen sind von der Internationalen Standardisierungs-Organisation (ISO) aufgestellte und publizierte Standards.

** IEC-Normen sind von der International Electrotechnical Commission (IEC) erarbeitete und publizierte Standards.

Entscheidend ist vielmehr die Strategie hinter dem Verhältnis aus nationalen und internationalen Normen. Die stark auf den Export ausgerichtete deutsche Wirtschaft orientiert sich zuvorderst an internationalen Normen, um eine gemeinsame Basis mit Zulieferern und mit Kunden in aller Welt zu haben. Lediglich dort, wo es noch keine internationalen Normen gibt greift man auf nationale Normen zurück.

Die USA dagegen haben die Strategie, sowohl nationale als auch internationale Normen nebeneinander und mitunter auch in Konkurrenz zueinander bestehen zu lassen. Wir beobachten jetzt, dass China noch einen anderen Weg zu gehen scheint: Zunächst übernehmen die Chinesen so viele internationale Normen wie möglich.

Aber von einem bestimmten Punkt an sagen sie sich: Wir haben eine eigene Technologie, wir haben den riesigen Absatzmarkt. Zulieferer sollen sich nach unseren Standards richten, insbesondere wenn es um Produkte geht, die mit Lizenzgebühren behaftet sind.

Ob diese Beobachtung einer offiziellen Strategie entspricht, wird die Zukunft zeigen. Wir haben seitens der ISO an die chinesische Normungsorganisation SAC eine offizielle Anfrage gestellt, auf die die Antwort noch aussteht.

Bei einigen Produkten ist die Übernahme von Technologien mit hohen Kosten für Lizenzgebühren verbunden. Bei CD-Playern etwa fallen Lizenzgebühren von 20 bis 25 Dollar an, bei einem Verkaufspreis von 60 Dollar. Bei Computern entfallen 50 bis 70 Prozent der Kosten auf Lizenzgebühren. Ähnlich ist die Situation bei Mobiltelefonen, LCD-Bildschirmen und bei der Telekommunikation. Da muss China im Vergleich zu den niedrigen Arbeitskosten sehr hohe Lizenzgebühren zahlen.

Aber so ist das nun mal in der Marktwirtschaft geregelt: Wer eine neue Technologie auf den Markt bringt, der will seine hohen Entwicklungskosten und sein Know-how auch bezahlt bekommen. Daraus aber resultiert das Begehren der Chinesen, eigene Technologien zu entwickeln und mit Standards zu begleiten.

Mit eigenen Standards könnte China zunächst einmal Lizenzen auf seinem Binnenmarkt einsparen. Aber niemand in der Welt wird gern Produkte kaufen, die nach chinesischen Normen gebaut und mit den international gebräuchlichen Produkten nicht kompatibel sind.

Falls jedoch China in einer Branche eine solche Marktmacht entwickelt, dass gar kein anderer Hersteller mehr mithalten kann, dann müssten wir chinesische Normen wohl oder übel akzeptieren.

Frage: Für die Wirtschaft des Exportweltmeisters Deutschland ist das dennoch eine große Herausforderung. Was empfehlen Sie gerade deutschen Unternehmen, wie sie auf diese Entwicklung reagieren sollen.

Bahke: Die deutsche und die europäische Wirtschaft darf nicht in ihren Anstrengungen nachlassen, sich in den internationalen Komitees zu engagieren, um dort eigene Konzepte einzubringen.

In diesen Komitees werden die technologischen und qualitativen Standards für die nächsten Generationen von Produkten erarbeitet. Wer in einem solchen Komitee mit einem fertigen Konzept aufwartet, das vielleicht sogar schon als nationale Norm etabliert ist, hat natürlich bessere Karten sich durchzusetzen.

In dem Augenblick aber, in dem wir uns – vielleicht aus geringfügigen monetären Argumenten – aus diesen Gremien zurückziehen, wird in diesen Feldern kein Vakuum entstehen. Denn es werden sofort die chinesischen Experten an unsere Stelle treten. Das geht ganz schnell. Dann setzen sie die Standards, hinter denen wir womöglich hinterher hecheln. Wir müssen die komfortable Situation, in der wir uns als Europäer noch befinden, weiterhin nutzen.

Gleichzeitig sollten wir versuchen, die chinesische Seite noch stärker in die internationale Normungsarbeit einzubeziehen. Dort verhandeln sie als gleichberechtigte Partner mit den Industrieländern und können ihre Interessen in einem auf Konsens basierenden Prozess mit einbringen. Dann ist für uns die Entwicklung in China keine Bedrohung, sondern eine Chance.

Meisterwerke des Jugendstils aus dem hohen Norden in Berlin

Von DIETER STRUNZ



Gobelin „Krebsfang“, Carl Larsson, 1899 – jetzt im Bröhan-Museum ausgestellt.

Anfangs wurde er wohl eher **spöttisch** und **herablassend** verwendet, der Begriff Jugendstil. Wer mag ihn wohl zuerst positiv und anerkennend verstanden haben? Die 1896 gegründete Münchener Zeitschrift „**Die Jugend**“ spielte jedenfalls eine Rolle bei der **Popularisierung** einer Richtung der dekorativen und angewandten Kunst, die sich von der **überladenen Schwere** des Historismus **abwandte** und klare, **schwingende, frische** Formen kultivierte. Eben der Jugend und der Zukunft zugewandt.

Anhänger fand der „**Jugendstil**“ bald in vielen europäischen Ländern. Und in durchaus unterschiedlicher Anwendung. Die **Typographie** wurde nachhaltig und bis in unsere Zeiten hinein von ihm geprägt. Tatsächlich hat der Jugendstil, der sich gar nicht einmal so vordergründig in der Bildenden Kunst ausprägte, viele spätere Richtungen und Stile **überlebt**.

Die symbolische Hinwendung zu **pflanzlichen Formen**, zu **fließendem Rankenwerk** und die nachhaltige **Abkehr** von Symmetrie und geraden Linien findet sich heute wie damals am Ende des 19. Jahrhunderts in höchst dekorativen Bauwerken, in Möbeln, in Bucheinbänden, in Zeitschriften und auf Briefmarken.



„Sommerabend“,
Anders Zorn,
1894, Öl auf
Leinwand – jetzt
ebenfalls im
Bröhan-Museum
zu sehen.

Welche Leistungen
in Gemälden und
Kunsthandwerk
Schweden jugendstilistisch
hervorbrachte, zeigt
jetzt in einer besonderen
Präsentation das **Bröhan-
Museum** am Schloss
Charlottenburg in einer
Ausstellung, die unter
der Schirmherrschaft des
schwedischen Botschafters
in Deutschland und des
deutschen Botschafters in
Stockholm steht.

Namhafte **öffentliche**
und **private Leihgeber** in
Schweden, Dänemark und
Deutschland stellten die
rund **180 Exponate** zur
Verfügung, unter denen sich
auch Gegenstände aus Glas,
Porzellan und Metall sowie
Möbel und Textilien finden.

Carl Larsson ist der wohl bekannteste vertretene Künstler aus dem
skandinavischen Raum.

„**Schönheit für alle**“ ist der Titel der Schau, ein Motto aus jenen
Jahren des historischen Umbruchs, da man sich von veralteten Stilen
und Formen **trennte** und eine neue Kunst – **in Frankreich**
„**Art Nouveau**“ **genannt** – entdeckte.

Das Bröhan-Museum ist das Berliner Landesmuseum für **Jugendstil,**
Art Deco und Funktionalismus aus der Zeit von 1889 bis
zum Beginn des zweiten Weltkriegs. Es geht auf die Schätze des
Industriellen und Sammlers **Karl-Heinz Bröhan** (1921 - 2000)
zurück, die dieser Anfang der achtziger Jahre Berlin schenkte.

Der in Hamburg geborene Sammler, Kunsthistoriker und Mäzen
wurde in der Hauptstadt Berlin mit einer **Ehrenprofessur**, dem
Verdienstorden des Landes und der Ernst-Reuter-Plakette geehrt.
Die ursprünglich in Dahlem untergebrachte Sammlung ist **seit 1983**
in dem ehemaligen Mannschaftsgebäude des Garde-du-Corps am
Schloss Charlottenburg zu Hause.

In die neue Sonderausstellung sind auch die museumseigenen
Bestände der schwedischen **Porzellanfabrik Rörstrand** integriert.
Und bis zum 23. Oktober kann man am gleichen Ort **zusätzlich** die
Ausstellung „Art Deco – Glas und Porzellan der WMF“ besichtigen,
sehr passend, denn auch die Württembergische Metallwarenfabrik
brachte **Schönheit für alle** auf den Tisch und an den Kunden.

Bröhan-Museum,
Schlossstraße 1 a, 14059 Berlin,
30. September bis 29. Januar 2006
dienstags bis sonntags
10 bis 18 Uhr und
an allen Feiertagen
außer 24. und 31. Dezember.
Tel: 326 906 00,
Fax: 326 906 26,
E-Mail: info@broehan-museum.de,
www.broehan-museum.de

300 Jahre Charlottenburg: Von einer kleinen Ackerbürgerstadt zur City-West von Berlin

Von TOBIAS v. SCHOENEBECK

In diesem Jahr begeht Charlottenburg, das heute zusammen mit Wilmersdorf den **zentralen** Bezirk im Berliner **Westen** bildet, seine 300-Jahr-Feier. Tatsächlich gehört Charlottenburg **erst seit 85 Jahren** zu Berlin. Der Festanlass macht deutlich, warum es in Berlin so viele eigenständige Zentren gibt:

Berlin hat sich nicht von einem zentralen Kern nach außen entwickelt, sondern viele Städte wuchsen in **Selbständigkeit nebeneinanderher** und sind schließlich – bisweilen auch unter Schmerzen – zusammengewachsen, nachdem im **Jahr 1920** von oben her **Groß-Berlin** in seinen heutigen Stadtgrenzen gebildet worden war.

Unter den Berliner Städten nimmt Charlottenburg wegen seines **Alters** eine besondere Stellung ein. Während Spandau (1232), Berlin/Cölln (1237) und Köpenick (1325) mittelalterliche Stadtgründungen sind, erhielten Schöneberg (1898), Rixdorf/Neukölln (1899), Wilmersdorf (1906) und Lichtenberg (1908) erst um das Jahr 1900 Stadtrechte. **Allein** Charlottenburg wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegründet und kann heute auf ein „**mittleres Alter**“ von 300 Jahren zurückblicken.

Am 5. April 1705 gab Preußens erster König **Friedrich I.** per Brief den Befehl, die gerade neu erbaute Sommerresidenz, das Schloss Lietzenburg, nach seiner verstorbenen Gattin Sophie **Charlotte** in Charlottenburg umzubenennen. Gleichzeitig verlieh er der Ansammlung von Häusern südlich des Schlosses (entlang der heutigen Schloßstraße) **Stadtrechte** und **ebenfalls** den Namen Charlottenburg.

Zunächst bestand diese Stadt nur aus **wenigen Häusern**, in denen meist Hofbedienstete wohnten. Um die Entwicklung Charlottenburgs zu unterstützen, ordnete der König an, dass sich **alle Hofbeamten** dort ansiedeln sollten.

Aber: Trotz aller vom König dekretierten Fördermaßnahmen blieb das **barocke** Charlottenburg noch lange eine **Klein(st)stadt** und schien in der Konkurrenz zu den Nachbarstädten Spandau und Berlin nicht überlebensfähig. Bei einer „Bürgererhebung“ im Jahr **1711** zählte man gerade einmal 87 „wirklich angebaut habende und sesshaft gemachte“ Personen (= Ackerbürger), 57 eingemietete Bewohner und sechs königliche Beamte.



Das stolze Rathaus von Charlottenburg mit seinem Turm, 88 Meter hoch.

Als dem Nachfolger Friedrichs I., dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., in einem Bericht der „**elende** und recht **bejammernswerte** Zustand der armen Charlottenburger“ und deren Abhängigkeit von den Aufenthalten des königlichen Hofes konstatiert wurde, veranlasste dieser, einen Teil der Bewohner nach Berlin **umzusiedeln** und Charlottenburg den Stadtstatus **abzuerkennen**. Doch die **Nachlässigkeit** seiner Verwaltung und der **Tod** des Königs 1740 verhinderten die Durchführung dieser königlichen Order.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber wendete sich das Blatt zugunsten Charlottenburgs. Es wurde zum **begehrten Ziel** von Ausflüglern und Erholungssuchenden aus Berlin. Gasthöfe und Schankwirtschaften entstanden. Der Personentransport zwischen Berlin und Charlottenburg wurde zum **lukrativen Geschäft**.

Und immer mehr **Adlige** und **reiche Bürger** bauten sich hier Landhäuser und Paläste als Sommerresidenzen. So wandelte sich Charlottenburg von der Ackerbürgerstadt zur Sommerfrische, die von den vornehmen und **wohlhabenden** Klassen Berlins **besonders bevorzugt** wurde. 1855, 150 Jahre nach seiner Gründung, war die Einwohnerzahl Charlottenburgs auf rund **10 000 Bürger** angewachsen.

Nach der deutschen Reichsgründung 1871 entwickelte sich Charlottenburg wie das benachbarte Berlin in **rasantem Tempo**. Bis **1900** stieg die Zahl der Bewohner auf rund **100 000** an und verdreifachte sich noch einmal bis zum Jahr **1910** auf **306 000**.

Nun war Charlottenburg **nach** Berlin die **größte preußische Stadt** und – gemessen an den Steuereinnahmen – **die reichste überhaupt**. Die selbstbewussten Charlottenburger zeigten ihren Stolz damit, dass sie sich 1905, zum 200. Geburtstag ihrer Stadt, ein neues **Rathaus** mit einem **88 Meter** hohen Turm bauten. Und 1908 stellten sie dem Brandenburger Tor ihr **Charlottenburger Tor** gegenüber. Beide Repräsentationsbauten sollten explizit **höher und größer** sein als ihre Berliner Pendanten. Und sind es **bis heute** geblieben.

Charlottenburg wurde jetzt zur **Boomtown**. Der Zuzug wohlhabender Berliner in den Westen hielt unvermindert an. So entstanden in Westend und Neu-Westend elegante Villenkolonien. Auch wirtschaftlich und kulturell begann die neue City-West dem **alten** Berliner Zentrum den **Rang abzulaufen**.

Am **Kurfürstendamm** – er gehörte und gehört noch heute zu Charlottenburg – entstanden unzählige Cafés, Vergnügungslokale, Theater, Kinos und Geschäfte, von denen Menschen aus allen Teilen Berlins, aber auch Touristen aus aller Welt **angezogen** wurden. Von seinem östlichen Ende her, vom Wittenbergplatz und der Tauentzienstraße, entwickelte sich der Kurfürstendamm auch als **Shopping-Meile**. Die entscheidende Initialzündung dafür gab Adolf Jahndorf mit der Eröffnung des „**Kaufhaus des Westens**“ im Jahr 1907.

Kurz nach dem Ende des I. Weltkriegs jedoch ging die städtische **Eigenständigkeit** Charlottenburgs zuende, als es am 27. April 1920 mit rund 325 000 Einwohnern als 7. Verwaltungsbezirk Teil von Groß-Berlin wurde. Die Deutsche Oper, das Theater des Westens und das Schillertheater, die Technische Universität und die Hochschule der Künste waren neben dem Kurfürstendamm wohl die bedeutendste „**Mitgift**“, die Charlottenburg in die Metropole einbrachte.

Das Messegelände, das Haus des Rundfunks und das Olympia-Stadion kamen in den 20er und 30er Jahren hinzu. Die **NS-Zeit** unterbrach den Aufschwung abrupt, vor allem durch die Vertreibung **oder Ermordung** der in Charlottenburg stark vertretenen jüdischen Bevölkerung. Ihre Angehörigen hatten als Unternehmer, Wissenschaftler und Künstler **großen Anteil** an der internationalen Ausstrahlung des charlottenburgischen Berliner Westens.

In der **Zeit der Teilung** Berlins nach dem Zweiten Weltkrieg war dann Charlottenburg mit dem Kurfürstendamm, dem Europa-Center und dem Café Kranzler schlechthin das Schaufenster des Westens: – Charlottenburg war zur „**City**“ von **West-Berlin** geworden.



Das Schloss
Charlottenburg.

Seit dem Fall der Mauer steht Charlottenburg nun wieder im Zustand eines **tiefgreifenden Wandels**. Denn die meisten städtebaulichen Modernisierungsmaßnahmen der 90er Jahre konzentrierten sich auf das historische Zentrum in Mitte sowie vornehmlich auf den **Osten** Berlins.

So geriet die City-West, die vor hundert Jahren als „**Neuer Westen**“ gewachsen war, **zeitweise** aus dem Blickfeld der Investoren. Plötzlich sprach man fast abfällig vom „**alten Westen**“. Inzwischen jedoch liegt Charlottenburg gerade bei Neu-Berlinern und bei Investoren wieder **stark im Trend**.

Viele der **neu zugezogenen Berliner** aus Politik, Wirtschaft und Kultur haben die City West als Wohnquartier, Einkaufs- und Kulturzentrum für sich entdeckt. Mit dem CityQuartier „Kranzlereck“ (2000) und dem neuen Ku’damm-Eck (2001) wurden **Bausünden der 70er Jahre** durch ansehnliche und schicke Büro- und Shoppingzentren ersetzt.

Wer **mehr** über Charlottenburg und seine 300jährige Geschichte wissen möchte, kann sich in viele Bücher vertiefen. Hier eine kleine **Auswahl**:

- Mehr als 1000 Seiten stark ist das „Berliner Bezirkslexikon Charlottenburg-Wilmersdorf“, das zum Stadtgeburtstag erschienen ist. Hauptteil des von Hans-Jürgen Mende und Kurt Wernicke (Luisenstädtischer Bildungsverein) herausgegebenen Buches ist ein Lexikon mit 3000 Stichwörtern (Verlag Haude & Spener, 24,80 Euro).
- „Charlottenburg in königlicher und kaiserlicher Zeit. Die reichste Stadt Preußens“ titelt der 2004 erschienene, 212 Seiten starke Postkarten-Bildband von Clemens-Maria und Michael Peuser (Verlag St. Hubertus, 45 Euro).
- 300 Jahre Charlottenburg werden auch im frisch erschienenen Jubiläumsbuch des Bezirks „Von Charlottes Schloß zur Berliner City“ lebendig (Verlag Euramedia Werbung Berlin, 10 Euro).